DER QUERSCHNITT

Band 6/2
1926

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by
KRAUS REPRINT
A Divison of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang Heft 7

INHALTS-VERZEICHNIS

H. v. Wedderkop ..... *Wandlungen des Geschmacks*
Wilhelm Bernhard ..... *Berichte der Bühnen*
Paul Poiret ..... *Mes Fêtes*
Marie v. Bunsen ..... *Herzogin und Butler erzählen*
Gerda v. Below ..... *Drei Gedichte*
Nigger-Songs:
Langston Hughes ..... *The weary Blues*
Countée Cullen ..... *She of the dancing feet sing*
Florent Fels ..... *Modigliani*
Darius Milhaud ..... *Das musikalische Leben in Sowjetrußland*
Paul Morand ..... *Eine chinesische Geistergeschichte*
Richard Huelsenbeck ..... *Ostasienfahrt*
Maria Lazar ..... *Wäldemar Bonsels und das deutsche Insekt*
Walter Benjamin ..... *„Bella"*
Carl Sternheim ..... *Penklub*

Das Ausland / Bücher-Querschnitt / Sammel-Querschnitt
Marginalien

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

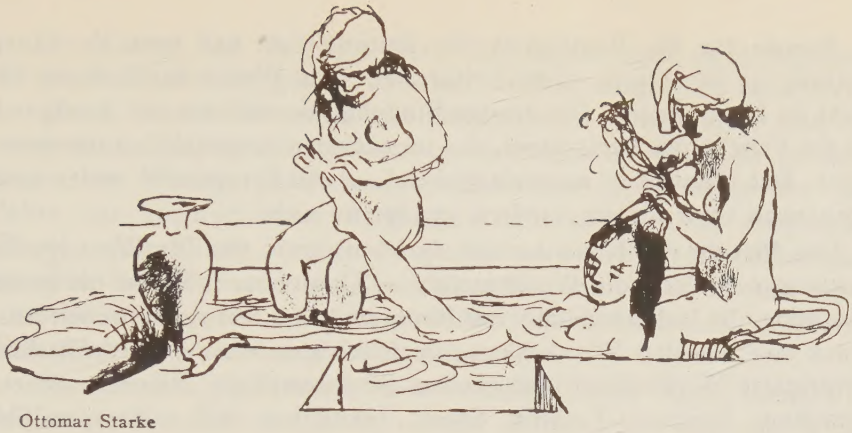
*

Das Bild auf dem Umschlage schnitt M. Kogan in Holz

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich in Österreich: Ludwig Klinenberger, Wien
In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

DÜSSELDORF 1926
MAI
OKT
SCHWARZKOPF
GROSSE AUSSTELLUNG
GESUNDHEITSPFLEGE
SOCIALE FÜRSORGE
LEIBESÜBUNGEN
Verbunden mit der Düsseldorfer
Kunstausstellung



Ottomar Starke

WANDLUNGEN DES GESCHMACKS

Von

H. v. WEDDERKOP

Sie müssen sich kriegen, ist nicht mehr. Es war sehr schön, wenn sie es taten, es ist noch immer schön, wenn sie es tun, aber nur für den Teil des Publikums, der Courths-Mahler bejaht, die es übrigens — nebenbei — immer geben wird, da sie ewig ist — perennierender Bestandteil der Volksseele. Für den anderen Teil des Publikums hat sie auch als Parodiegegenstand ausgedient. Das gute, alte C.-M.-Rezept, das heute nicht mehr zieht, war im Grunde nur der Ausdruck — einer unter vielen anderen — der gewalttätigen Idee, die den Roman konstruierte, das Geschehen nach ihrem Gefallen zurechtbog und die Ereignisse so vergewaltigte.

Heute ist das Ergebnis erstarrt. Es wird täglich in Zeitung und Kino aufgegriffen, nackt und ohne Reflexionen auf Papier und Leinwand hingesetzt. Es spielt die ausschlaggebende Rolle, es ist nichts weiter als die Wirklichkeit selber, das Gesicht der Zeit.

Die Elemente der neuen Aesthetik sind dieselben wie beim Sport, bei Technik, Zeitung, Kino. Damit ist die Kunst von der Götter- und Ausnahmestellung herabgestiegen, sie hat sich nunmehr mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen. Hält sie sich reserviert zurück, so ist an tausend Beispielen nachzuweisen, daß sie nicht mitzählt.

Der Zurückbleibende jammert über die neuen Einrichtungen, die die Gediegenheit zertrümmern, die die Oberflächlichkeit großziehen. Der Lebendige beklagt sich, wenn die Zeitung nicht noch zeitungsmäßiger, wenn die Ereignisse nicht noch wirbelhafter darin eingefangen sind, wenn das Kino nicht kinomäßig genug, d. h. wenn es statt des schlagenden Moments noch die alte, vergilbte Psychologie bringt oder liebevolle Weitschweifigkeiten.

Beweis für die Richtigkeit der Zeitung ist, daß man sie kauft. Zeitung ist fait divers, nicht Leitartikel. Das Wesen der Zeitung besteht im Heterogenen. Die einzige Bindung, die stärkste und genügend, ist die Frische des Ereignisses, das im nächsten Augenblick zusammensinkt. Der Moment ist ausschlaggebend, er will Perspektive weder nach vorn noch nach hinten, sondern genügt an sich.

Das Prinzip des Kinos kommt dem entgegen, das Idealkino ist die Zeitung in Bildern, die Wochenschau — Quintessenz. Sie ist die große Sensation, die Ueberwindung von Raum und Zeit, ein spielerischer Ausdruck einer idealen Wirklichkeit, die frisch geschehene, unverfälschte, unverklärte Wirklichkeit, mit großem Stadtausschnitt, Bäumerauschen, Brandung, Eleganz, Technik, Sport, bekannten und anonymen Gesichtern und dem ganzen wunderbaren Durcheinander — auf 10 Minuten Leinwand zusammengedrängt: Ausdruck des Zeitgeschehens.

Es ist keine Frage, das Zeitalter vollendet sich im Drehen, in Rotationsmaschinen und Kurbelkasten. Es ist das Zeitalter des Stoffs und nicht der Form, das Zeitalter der Quantität, ein Zeitalter, dem nichts so lächerlich und überflüssig ist wie bloße (sublime) Form — l'art pour l'art —, das das Künstlerische nicht im Ausdruck, nicht in der Form, sondern im Stoff und in der Rhythmisierung des Stoffes sucht.

Niemals bestand eine derartig fanatische Liebe zur Wirklichkeit, niemals hat die Wirklichkeit solchen Erfolg gehabt. Das allein beweist, was für einen Schritt die Zeit vorwärts getan hat. Die Menschheit scheidet sich deutlich: Wer sich nicht beteiligt, versinkt ins Erinnerungslose. Es gab langes Haar, lange Kleider, es gab Tenöre, Walzer, Expressionismus, Romane, Strindberg, Wagner und Gasbeleuchtung.

Diesem hohen Kurs der Realität entspricht auf fast allen Gebieten das Unvermögen, sie darzustellen oder sie überhaupt zu begreifen. Die Kunst ist schlecht erzogen, mit Schlagworten auf falsche Wege geführt, voll Mißtrauen. Sie fürchtet die Fallen des Realismus oder gar des Neutralismus, wenn sie nicht überhaupt an chronischem Anachronismus leidet, d. h. anders orientiert ist, ins Pathetische hinein oder noch weiter weg ins Romantische.

Die wirklichkeitsnächste Kunst ist heute die Musik, und zwar die Musik der Namenlosen, die nicht für einzelne Wissende, sondern für die breite Masse geschrieben ist. Ob ein guter Jazz Ewigkeitswert hat oder noch in derselben Saison durch einen besseren erledigt wird, ist gleich, aber die Zeit ist in ihm, in seinem Gequäke, Geschnarre, seiner spielerischen, nicht ernst zu nehmenden Sentimentalität, seiner Anfangs- und Endlosigkeit, seinem erbarmungslos rhythmischen Gestampf. Jazzmusik ist Evangelium, Idol der Massen, das einzige, was heute alles vergessen macht, alles über Bord schmeißen läßt, und worin sich Geschlechter, Alter und Stände einigen.

Die Malerei hat die Rolle ihrer Zeit immer noch nicht begriffen. Es ist durchaus nicht gesagt, daß das Tafelbild ausgespielt hat. Utrillo hat die Elemente der neuen Zeit übernommen. Seine Bilder sind voll einer neuen, bisher nicht gekannten visionären Realität. Es ist sozusagen ein Wunder geschehen: grauenhafteste Architektur der 90er Jahre von ausdrucksloser Barbarei ersteht plötzlich zu malerischen Werten. Wer Bilder Utrillos, die großen weiträumigen Häuserfassaden, gesehen hat, oder wie der Kunsthistoriker von Anno Toback sagte: „geschaut" hat, sieht plötzlich, daß das Phantastischste, billig gesagt: Rätselhafteste immer die Realität selber ist.

Aber gewisse Verhältnisse, mehr wirtschaftlicher Natur, hindern die Malerei, sich andern Aufgaben, weniger intimer, aber wirksamerer Art, zuzuwenden: den Wirkungen der Straße, der Innenräume, des Theaters oder des Kunstgewerbes.

Trauriger ist schon das Verhältnis der Literatur zur Zeit. Hier herrscht ein ungeheurer Schlendrian, eine Fülle von Irrtümern und Unklarheiten und dementsprechend tiefste Armut. Es ist so gut wie keinem Autor in Deutschland gelungen, den Stil zu finden, der einigermaßen der Zeit entspräche. Doch liegen die Verhältnisse hier komplizierter als anderswo: es kann ohne weiteres unterstellt werden, daß der große Roman, das große Ungeheuer, das seinem Publikum von der Vorbereitung seines Helden bis zu dessen Nachruf nach dem Tode oder der definitiven Entlassung ins Ungewisse nichts schenkt, daß dessen Zeit vorbei ist. Das neue — um zu vermeiden „das wertvolle" — Publikum, das die Zeitung liebt, das das Vorstadtkino dem Theater vorzieht, wird sich an derartig pompös langweilige Entwicklungen nicht mehr gewöhnen können. Grund: es liebt das Wesentliche, die Abkürzung, die Bewegung, während der veraltete Romanautor seine Ruhe haben will und die Entwicklung liebt nach seinem Schema, das in den Grundlinien ein für allemal vorklischiert erscheint. Das Publikum gönnt ihm seine Ruhe und überläßt sie ihm.

Wenn es Ausnahmen macht und derartige Autoren kauft, so beweist dies nur, daß nichts sonstiges Nahrhaftes da ist; denn was bei uns den Willen zur Wirklichkeit hat, hat leider nichts erlebt. An Stelle der Wirklichkeitsbeschwörung muß als bürgerliches Ersatzprodukt die Phantasie herhalten, und damit wenden diese sogenannten Wirklichkeitsbejaher gerade das ungeeignetste Mittel zu ihrer Habhaftmachung an, machen den Bock zum Gärtner, der Bürgerliche greift nach aristokratischen Stoffen und umgekehrt. Es kommt bestenfalls zu unfreiwilligen Wirkungen, die gewiß nicht unterschätzt werden sollen. Oder der über seine Impotenz Verzweifelte macht hysterische Bocksprünge und schneidet Grimassen. Solche Dinge waren speziell in der letztver-

gangenen Epoche der deutschen Literatur an der Tagesordnung, sie ist voll von allen möglichen unreinlichen Versuchen und daher vielleicht kulturhistorisch lehrreich und aufschlußgebend, aber unergiebig.

Der Zeitungsroman, in Fortsetzungen, ersetzt den Mangel nicht ganz. Schon werden Zeitungen und Zeitschriften zu gebildet, was man literarisch nennt, der angenehme, beruhigende Kitsch dieser Art Fortsetzungsprodukte, mit dem sie sich dem Leben immerhin näherten, hört auf, sie werden ärgerlich prätentiös mit ihren verkehrten Idealen, die sie noch nicht einmal erreichen.

Die Engländer, mehr noch die Amerikaner, haben die große Realitätsliteratur, aber kein einziger von ihnen hat die künstlerische Form gefunden, die er bewußt anwendet. Nachdem die großen Begabungen der Franzosen, Raimond Radiguet und Marcel Proust, gestorben sind, ist Louis Aragon der einzige, der bewußt den Stil der Zeit schreibt. Er allein hat die Schärfe, das Tempo der Zeit, ihren Sinn für die Verklärung der Banalitäten, für die metaphysischen Zusammenhänge der gleichzeitigen Erscheinungen. Nur das Programm des „Surréalisme" fälscht ihm leicht die Sinne und hindert ihn, sich unbeeinflußt den Geschehnissen des Augenblicks hinzugeben.

Im Theater sieht es am traurigsten aus, weil es am lustigsten aussehen könnte. Das Theater, das an Ausnutzungsmöglichkeiten alles, auch das Kino, weit übertrifft, weil es Stimmen hat, lebendige Menschen, andere Illusionsmöglichkeiten, weil es den Film sogar sich dienstbar machen, und also dessen Möglichkeiten sich noch einverleiben könnte, und weil vor allem eine Wechselwirkung zwischen Szene und Publikum möglich ist, das Theater könnte der Idealausdruck der Zeit sein. Statt dessen Bildung mit belegten Brötchen, Problematik, Hysterie, Auslandsmilieu, Exotik und anderes, was man durch die Zeiten weiterschleppt. Ein Lob zugunsten der Kolportage: Kaisers Stück dieses Namens ist eines seiner besten, und Galsworthy erregt angenehm. Wenn wir auch kein ideales Volk für englisches Klubleben sind und die Stellung des Juden ihres problematischen Zaubers entkleidet ist: es passiert wenigstens etwas. Aber es ist weder deutsche Wirklichkeit noch eine von heute, noch ist sie bewußt gestaltet. Bronnen ist das in einigen Szenen geglückt, und zwar in einem Maße, wie es niemandem sonst geglückt ist: indem er die nackte, platte Wirklichkeit einfing, sie ohne Reflexion künstelte und nur mit den Mitteln der Tatsachen wirkte: die erste, vollgültige Emanzipation von den alten Mitteln.

Als Ganzes ist ihm die Form nicht gelungen: er entscheidet sich nicht, man weiß nicht, ist es noch Revue, ist es noch Abendstück. Diese Scheidung ist notwendig: die aktuelle Revue, die das Leben von heute auf die Bühne bringt mit allen Schikanen, mit allen technischen

und künstlerischen Möglichkeiten, mit Schauspielern, die bereit sind, die Zwangsjacke der Tradition auszuziehen, ist allein Beweis für die theatrale Lebendigkeit eines Volkes.

Kein Volk ist an Rohstoff der Geschehnisse so reich wie das deutsche, kein Volk ist weniger imstande, ihn zu gestalten. Grund: die Wirklichkeitsferne der Deutschen, ihre Unfähigkeit, dieSituation zu begreifen, mit gegebenen Elementen zu kombinieren, also letzten Endes Mangel an Phantasie. Ist der Idealismus früherer Zeiten schuld, der Kampf ums Dasein, innere oder äußere Gründe? Tatsache ist, daß der, der ge-

J. E. Laboureur Radierung

stalten will, sich zwecks schärferer Konzentration zunächst eine Binde um die Augen legt und so einen Abriß seines Inneren gibt. Ein Teil — der gesellschaftliche — verbaut sich den Zugang zur Realität durch zweitrangigen Snobismus (der erstrangige, durch Stil geheiligt, ist noch immer auf England beschränkt). Zugunsten irgendeiner ephemeren Mode, gesellschaftlicher Ambitionen irgendwelcher Art wird das Tatsächliche übersehen, selbst auf Kosten von Ruhe und Bequemlichkeit, und kein Hang zur Selbstironie erlöst von dem albernen Getriebe und setzt es um in Aktualität. Die Folge ist Verarmung des Lebens, Stumpfsinn, wie man ihn auf Berliner Massenbällen sieht, wo die Leute auftreten, aber nichts passiert, sondern wo man sich vor-

stellt und über St. Moritz plaudert. Bei dem größeren, anonymen Teil hindert bürgerliche Trivialität jede Lust am Wirklichkeitserfassen. Der Sinn für Wirklichkeit bleibt beschränkt auf das wirkliche „Volk" und den wirklichen Juden. Beide wirken erquickend mit ihrem Sinn für Wirklichkeitsgefühl. Kompromißler haben keine Chancen.

In Zeiten, die neu sind, deren Kern also erst erkannt werden muß, spielt das Komische wie das Groteske immer eine größere Rolle als in „alten" Zeiten. Tatsächlich ist beides heute ein Element des künstlerischen Ausdrucks. Die Avantgardisten verwenden das Groteske als Steigerung, die Komik als Gegensatz: um das Neue deutlicher zu machen. Diese Mittel sind heute so wesentlich, daß wir sie schon in täglichen Gebrauch genommen haben und weder die Steigerung noch das Negative mehr bemerken. Rohstoff liegt auch hier gerade in Deutschland auf der Straße. Kein Land in Europa vereinigt gleiche Gegensätze, und die Naivität, mit der sich die Ueberzeugung äußert, ist einzig. Von diesen tadellosen Eigenschaften macht niemand Gebrauch, Komik und Groteske, wenn sie nicht überhaupt wesenlos sind, sind auf den Rang des versöhnenden Humors herabgedrückt.

Das ideale Kunstprodukt dieser Zeit ist — in seltenen Fällen ist es ganz gelungen — nur Kino und Zeitung, zwei neue Kunstformen, die das Gewohnte ersetzen. Diese Tatsache, die für manche beschämend ist, besagt alles, sie gibt insonderheit darüber Aufschluß, was wir bis jetzt versäumt haben. Sie beweist den überall verpaßten Anschluß. Das Zeitungsdeutsch mit all seiner Schludrigkeit, durchsprenkelt von Dilettantismus und blutigstem Zufall, ist, weil Wirklichkeit dahintersteht, immer noch wirksamer als die gefeilte Vollendung der Form für Dinge, die ausgedient haben.

Wirklichkeit ist heute Qualitätsprobe, Voraussetzung für das Wort „neu". Daß man sie selten findet, beweist, wie schwierig es ist, sie einzufangen und künstlerisch zu präsentieren. Dazu gehört Phantasie, denn im Grunde genommen ist Wirklichkeit stets das Phantastischste. Phantasie ist nicht ins Wesenlose schweifende Erfindung (vergleiche das sogenannte Phantasieren am Klavier), sondern Kombinationsgabe, Sehen des Wesentlichen, Bestimmenden und Aussondern des Toten. Wirklichkeit ist Synonym für Echtheit, Erlebnis, Lebendigkeit.

Die Tendenz zu diesem neuen Wirklichkeitsgefühl hat zwei Feinde: der erste, der Naturalismus, ist in der Hauptsache überwunden. Der andere ist die intellektuelle Uebersteigerung des Prinzips, die die Wirkung von Scheidewasser hat. Das Gute ist notwendigerweise zusammengesetzt, ist gespeist von Verschiedenem, Vereinigung von Gegensätzen. Es gibt kein fertiges Rezept, keine Formel für das, was nottut. Am besten spricht man noch von Lebendigkeit, weil sich dabei am meisten denken läßt.

Ernst Aufseeser

BERICHTE DER BÜHNEN

über die Spielzeit 1925/26

mitgeteilt von

WILHELM BERNHARD

Die Reinhardt-Bühnen

Unser Englandgeschäft, besonders dasjenige, das sich unter der echten Originalregie unseres verehrten Herrn Direktors entwickelte, war von großem Erfolg begleitet. Für „Gesellschaft", „Viktoria", „Weekend", „Unsere Kinder" konnten wir große Posten Eintrittskarten zu regulären Kassenpreisen absetzen. Auch China und Mexiko waren gefragt, was wir in erster Linie auf die pikante Mischung mit deutscher Träumerei in dem einen Falle (Kreidekreis) und österreichischem Klassikertheatergerassel (Juarez und Maximilian) im andern zurückführen. Rein deutsche Werte blieben von Publikum und Presse vernachlässigt. Für „Das Käthchen von Heilbronn" und Hasenclevers „Mord" waren wir zeitweise genötigt, eine zweite Freikartenkasse zu eröffnen und einen Freikartenwart mit dem Titel Direktor zu bestellen. Leider erwies sich diese Neuerung nicht von Vorteil, denn der Herr forderte eine derartig hohe Steuer, daß der Vertrieb des Artikels auf ein Minimum zurückging.

Bei den Ausgaben ist in erster Linie zu berücksichtigen, daß die Konten Steuer und Tantiemen nur ganz unwesentlich belastet wurden. Es wurde durch diesen Umstand allerdings viel Staub aufgewirbelt, punkto Steuer von uns, punkto Tantiemen von den Autoren, aber eisern hielten wir das Sparsamkeitsprinzip durch. Die Bezüge der Direktion und die der Mitglieder konnten leider noch immer nicht auf das Friedensverhältnis gebracht werden. Auch in diesem Jahre überstieg das Einkommen aller künstlerischer Kräfte unserer drei Bühnen zusammen wiederum das unseres Herrn Professors um ein kleines, woraus am ehesten zu sehen ist, daß die Verhältnisse immer noch ungesund und schwankend sind. Mit unserem Rückstellungskonto haben wir uns an der im April dieses Jahres gegründeten Arbeitsgemeinschaft Reibaro beteiligt.

Wie sich das Geschäft im nächsten Jahre anlassen wird, ist noch ungewiß. Für heute sei nur mitgeteilt, daß wir nach langer Zeit wiederum einen neuen Prima-Hauptmann (ungelesen) erworben haben.

Barnowsky-Bühnen

In den ersten zwei Dritteln der Spielzeit wurde zur Evidenz erwiesen, daß das Publikum für ff. hochkünstlerische Inszenierungen kein Interesse hat. Selbst nicht durch die hochentwickelte Pyrotechnik, die ich unter Assistenz des Akademieprofessors Herrn C. Klein anwendete (in „Don Juan und Faust"), auch nicht durch die wagemutige Häufung schlechtweg aller Stilarten, die ich in den letzten drei Teilen von „Zurück zu Methusalem", unterstützt durch eine kostbare Besetzung, versuchte, konnte ich die Teilnahme der zahlungskräftigen Kreise erwecken, so daß ich mich durch Vermittlung der Firma Ruden und Scherer an die primitiven Instinkte des Volkes wandte, dem meine Darbietungen ausnehmend gefielen. Vor diesem Publikum, dem die genannte Firma die Wahl und damit die Qual des Nachdenkens erspart, vergaß auch ich zeitweilig das Ueberlegen nach Neuigkeiten und die Schwierigkeit, die die Leitung dreier Bühnen in einer Hand verursacht; ohne Grübeln und Anstrengungen und Neuinszenierungen waren meine Häuser jeden Abend gesteckt voll. Aber die teuren Gagen meiner Stars ließen sich doch nicht ganz ohne Smokings, Hemdbrüste und Lackschuhe im Zuschauerraum decken und so besann ich mich meines besseren (Breslauer) Ichs. Sofort kamen mir die richtigen Anregungen. Ich fuhr nach London und verpflanzte — mit einigen noch feineren Nuancen — das noble englische Gesellschaftsstück „Mrs. Cheneys Ende" in mein Theater in der Königgrätzer Straße und hatte den sublimen Einfall, die Titelrolle, eine elegante Salondame, von Fräulein Bergner spielen zu lassen. So war das Stück zwar auf den Kopf gestellt, aber gerade dadurch die Vorbedingung für einen großen Berliner Erfolg gegeben, der auch nicht ausblieb. Zu gleicher Zeit hatte der eine meiner Verpächter, Herr Generaldirektor Bernauer, in Sorge um seine Miete ein Lustspiel geschrieben, das er mir anbot. Ich nahm es, um ihn versöhnlich zu stimmen, und unversehens wurde ein großer Erfolg daraus: „Der Garten Eden." So schloß die Saison in schönster Zufriedenheit, besonders wo ich noch im April Gelegenheit hatte, mich mit meinem beträchtlichen Rückstellungskonto bei der Reibaro zu beteiligen.

Photo Julius Söhn

Aristide Maillol, Die Nymphe (Ausgestellt auf der Gesolei in Düsseldorf)

Photo H. v. Garvens

Maciste am Strande

Continental Photo

Mohammedaner beim Gebet

Degas-Ausstellung der Gal. Flechtheim

Edgar Degas, Frau im Tub. Bronze

Nurmi beim Training

Topical Photo

Paul Whiteman, der Jazzkönig

Photo Abbe, Paris

Chinesischer Gladiator

Saltenburg-Bühnen

In diesem Jahre habe ich es zeitweilig auf die gleichzeitige Leitung von sechs Theatern gebracht. Der Besuch war überall hervorragend, ein volles Haus nach und neben dem anderen. Ich wunderte mich oft, wo die vielen Menschen herkamen. Aber Ruden und Scherer erklärten mir, daß die Berliner nicht alle werden.

Eine außerordentliche Belastung erfuhr in diesem Winter leider mein Prestigekonto. Neben der Anschaffung eines Rolls-Royce verursachten sie insbesondere die Spende für die jüdischen Witwen (Karl-Heinz-Martin-Stiftung zur Hebung des Revuegeschmacks) und meine Bestrebungen zur Ertüchtigung der Jugend durch historischen Anschauungsunterricht (Kronprinzessin Luise und Königin Luise). Man soll sich eben nicht von Idealen leiten lassen.

Die Belieferung der Strawescha (Strauß, Welisch, Schanzer) mit der „Teresina" war zufriedenstellend. Auch war es vernünftig und auf meine Initiative zurückzuführen, daß die Rezernel (Rebner, Zerlett, Nelson) in der Revue „Die Pracht der Prächte" sich jeglichen Witzes mit seltener Diskretion enthielt. Mit den Firmen sind neue Lieferungsverträge abgeschlossen.

Ein ausgezeichnetes Geschäft entwickelte sich in landwirtschaftlichen Artikeln. „Der fröhliche Weinberg" mit seinen diversen Gerüchen war eine Bombensache. Er eroberte mir das Lessingtheater, in dem ich im nächsten Jahre Kassenliteratur zu spielen gedenke.

Da mein Rückstellungskonto nicht groß genug war, kam ich nicht in Versuchung, mich an der Reibaro zu beteiligen. Meine Parole lautet auch in Zukunft: Hie gut Ruden und Scherer allewege!

Die Staatlichen Schauspiele

Der Bericht dieser Bühnen ist leider nicht zur angesetzten Zeit fertig geworden und sein Erscheinen verschoben. Es verlautet, daß die Intendanz im letzten Augenblick den Text völlig zu ändern beabsichtigt, weil einige prominente Schauspieler mit der Reihenfolge, in der sie genannt wurden, nicht einverstanden waren. Insbesondere auch soll es erhebliche Schwierigkeiten bereiten, nachzuprüfen, ob die Aufführungen einiger Stücke tatsächlich stattgefunden haben, oder ob sie nur geplant, geprobt oder verschoben wurden. Mit Sicherheit konnte man nur die Premieren von „Herodes und Mariamne" und „Kyritz-Pyritz" als „stattgehabt" ermitteln. Ob „Duell am Lido" tatsächlich gespielt wurde, verursacht Kopfzerbrechen herauszubekommen. Man soll sich nur mehr einer Wolke von Mannequins erinnern, die sich über einen unklaren Dialog gelegt hatte. Während man geneigt ist, „Die Räuber" als tatsächlich aufgeführt zu betrachten, wird einstimmig bestritten, daß Grabbes „Hannibal" je herauskam. An ein Stück „Ostpolzug" von Bronnen erinnert sich nur mehr Herr Kortner.

Die Volksbühnen

Die mühevolle, tiefschürfende Forscherarbeit unserer Dramaturgen wurde in dieser Spielzeit voll belohnt. Es gelang ihnen u. a. mit „dem lieben Augustin" und „dem trunkenen Schiff" Werke auf die Bühne zu bringen, von denen nie-

mals jemand angenommen hätte, daß sie aufgeführt würden. Auch die Besetzungen der meisten Hauptrollen zeugten von hingebungsvoller Spürarbeit. Wem ist nicht das schlichte, wehmütige Wienertum unseres Granach noch in Erinnerung, wer möchte den kindlich-unkomplizierten Faust von Heinrich George missen, der so radikal mit der Auffassung aufräumte, in der Rolle stecke etwas von einem grüblerischen, Erlösung suchenden Geist? Wir haben für die nächste Spielzeit noch einige weitere Dramaturgen engagiert.

Getreu dem Grundsatz: „Die Kunst dem Volke" haben wir von jeder (naheliegenden) politischen Einstellung in unserem Spielplan Abstand genommen. Die Aufführung der Stücke „Der befreite Don Quichote" von Lunatscharski, „Sturmflut" von Paquet, die Zeichnungen von Groß zu „dem trunkenen Schiff", die Reichsbannerleute im Osterspaziergang, besonders letztere, entsprangen rein künstlerischen Erwägungen. Der Vertrag über „Gneisenau" von Wolfgang Götz wurde nicht innegehalten, weil unsere Dramaturgen aus künstlerischen Gründen das Werk ablehnen mußten.

Unser Publikum, dessen Zahl auf 160 000 angewachsen ist, werden wir auch weiterhin zu der Ueberzeugung erziehen, daß ein Theaterabend anstrengend sein muß. Nur so wird es den Respekt vor unseren Leistungen bewahren, den es bei freudiger Ausgelassenheit nur zu leicht verlieren könnte.

Hellmer-Bühnen

Der Bericht ist verlorengegangen.

Generaldirektionen Meinhard-Bernauer, Gebrüder Rotter, Direktion Robert

Unsere Ober-Ueber-Unter-Neben-Zwischen-Pachten haben wir erhalten. Es lebe die Garderobe!

George Grosz

Jean Cocteau

MES FÊTES

Par

PAUL POIRET

Nous pouvons dire comme les vieillards, que « nous avons vécu une belle époque qu'on ne reverra plus ». Cela n'a jemais été si juste qu'aujourd'hui....., on ne reverra plus la belle époque du boulevard, ni celle des cabarets artistiques...., on ne reverra plus les réceptions et les fêtes d'avant-guerre. Tous ceux qui ont assisté en 1911, à celles que j'avais données dans mon jardin et dans mes salons de l'Avenue d'Antin (aujourd'hui, Avenue Victor Emmanuel III) en portent encore le souvenir ému et enthousiaste, qu'ils évoqueront le jour où ils quitteront ce monde, s'il est vrai qu'on revoit alors, dans un seul instant, toutes les circonstances les plus frappantes de sa vie.

Tout mon hôtel avait été consacré à la célébration de cette solennité qui s'appelait : « La mille et deuxième nuit. » On allait y évoquer les fastes des sultans d'autrefois. 300 invitations manuscrites et enluminées à la main, dans le goût des estampes Persanes étaient adressées aux seuls artistes de Paris. Les gens du monde n'étaient pas conviés je redoutais leur défaut d'enthousiasme, leur morgue et leur stupidité. Ces invitations, dont voici le libellé, étaient bien faites pour allumer toutes les imaginations et exciter toutes les fantaisies.

Marlice Hinz

.....« Et cette nuit là, il n'y aura pas de nuage dans le ciel et rien de ce qui existe n'existera. Il y aura des clartés et des parfums et des flûtes et des timbales et des tambours et des soupirs de femme et le chant de l'oiseau Bulbul — Droite et d'un jet comme la lettre aleptue, mince et flexible comme le rameau de l'arbre Ban, elle dansera, belle comme la lune, absolument. Plus doux que le gâteau échevelé au miel seront les vers du poète. — Pour ce qui est du vieux potier myope, il sera dans sa boutique, comme y seront dans la leur et le marchand d'esclaves donc la moins belle vaut mille dinars d'or et le savetier pouilleux et le devin aveugle et le cuisinier du pays de Sindh — — et voilà pour eux. Et l'on verra des prodiges stupéfiants : il y aura un vase de cornaline blanche : et il y aura encore bien d'autres choses qu'il serait interminable d'énumérer. — Et ce sera la mille et deuxième nuit. » .

A l'entrée du Faubourg St-Honoré, on traversait l'épaisseur obscure de deux portières derrière lesquelles évoluait le rève..... Une douzaine d'esclaves nègres aux culottes bouffantes et multicolores accueillaient les invités par petits groupes et les conduisaient devant mon trône, à travers la cour sablée de sable fin, où les jets-d'eau minces et élégants s'élançaient hors des vasques de porcelaine bleue vers un vélun fastueux mais léger (oeuvre du peintre Dufy).

Dans le premier salon, derrière une grille d'or, entourée de ses esclaves et de ses musiciens préférés, se trouvait ma femme, c'est-à-dire ma favorite, habillée d'une corolle d'or et surmontée d'une aigrette éblouissante.

Dans le salon suivant, des jets-d'eau aux allures variées, jaillissaient d'un tapis profond. Dans un coin, sur des coussins et des peaux de bêtes, 20 femmes demi-nues, écoutaient le grand acteur De Max, qui, sous les traits d'un conteur arabe, vêtu de laine noire et orné d'un million de perles fines, racontait les histoires merveilleuses de l'orient.

Alors...., mais alors seulement, s'ouvrait le jardin où était toute la féerie. Il était dominé par un perron d'où on embrassait un parc d'étonnements et d'attractions.

C'était, d'abord, un escalier monumental où des esclaves dévêtues étaient étendues dans l'attitude du repos, tandis qu'une musique suave et légère composée d'un cymbalum et d'un flageollet répandait ses trilles et ses arabesques charmantes.

Sur la dernière marche, tout en haut, était assis le Sultan cruel (moi) vêtu tout de blanc avec son nez crochu, terrible, ses lunettes et son fouet à la main.

Dans les parterres de broderies, marchaient des ibis et des flamants roses.... 20 négresses allaient et venaient dans les bosquets, chargées d'entretenir 20 brûle-parfums qui emplaissaient la nuit de brouillards et d'effluves balsamiques...

Des arbres étaient couverts de fleurs lumineuses bleues, violettes. On voyait se jouer dans les branches, des perroquets verts, des aras roses, des cacatoës panachés, enchaînés par une patte..... Ailleurs, c'étaient des ouistitis, des singes et des sapajoux.

En suivant les allées où le bruit des pas était amorti par de lourds tapis orientaux, on arrivait aux souks; là, des marchands divers se livraient à leurs occupations.

Comme pour contraster avec tant de charme répendu partout, un boucher entouré de bêtes sanglantes. montrait son étalage de viande crue.....

Un potier faisait naître sur son tour les formes mouvantes des hanaps et des alcarazas.....

Une diseuse de bonne aventure dont les dents étaient incrustées de diamants véritables annonçait des miracles et faisait l'horoscope des passants.....

Un confiseur....., un marchand de singes..... un fabricant de galettes feuilletées..... etc....., tout concourait à donner l'impression d'une rue variée et mouvementée de Delhi ou de Téhéran. Pas d'orchestre..... mais, derrière chaque groupe d'arbres, une musique aux timbres troublants. Ici, c'étaient une flûte et une harpe..... Ailleurs, un hautbois, un cor anglais avec un fifre.

Des projecteurs fouillaient la profondeur des verdures et des frondaisons..... des jets de lumière violette, enveloppaient les groupes et attaquaient les couples épars..... Tous les promeneurs, troublés et recueillis marchaient silencieux et ravis, comme dans un rève...

Le buffet, dressé dans une grande cour, occupait une table de 25 mètres de long; 20 laquais, habillés de blanc et ceinturés de rouge-ponceau, distribuaient les friandises les plus rares qui étaient préparées sous les yeux des invités par des cuisiniers indiens, alors de passage à Paris.

Mais, la curiosité la plus rare, était le bar. Imaginez une grande pièce plongée dans les ténèbres sur toute sa longueur, une haute table était dressée, perforée de trous dans lesquels étaient disposés des carafons contenant les liqueurs et les boissons aux plus vives couleurs. La lumière était placée sous

Charles Hug

la table, de manière qu'elle traversait ces globes colorés et produisait des rayons fantasmagoriques.

Derrière les barmen, aux turbans blancs, de petits tonneaux de verre contenaient encore des liqueurs diversement nuancées telles que, l'absinthe, le pipermint, le curaçao, la chartreuse jaune et verte, le cassis, le cherry-brandy, etc..... et chaque buveur composait son cocktail suivant la rencontre des tons..... « Donnez-moi un peu de ce vert....., ajoutez un peu de ce jaune....., puis, quelques gouttes de ce rouge et remplissez avec de la glace..... » Je laisse à penser les effets inattendus de ces breuvages brûlants et chatoyants, qui paraissaient sortir de l'officine d'un chimiste du moyen-âge.

Malgré cela, toute l'assistance étant impressionnée par la majesté et la beauté de la fête, la plus grande tenue ne cessa de régner partout.

A 6 heures du matin, comme les rayons du soleil pénétraient dans les arbres, on vit des aras qui avaient brisé leurs chaînes, s'enfuir vers des destinations inconnues, et prendre leur vol au-dessus des toits.

Le peintre Fauconnet, roulé comme un fakir, dans sa longue robe blanche, jonglait avec des oranges et des yatagans....

Le Docteur Mardrus (auteur des Mille et Une Nuits) emporté par le délire de son imagination, déclama, en arabe, une prière au matin dont tout le monde devinait la secrète beauté..... On se prosterna sur les coussins..... Ce fut la fin d'une nuit splendide que les imbéciles seuls (car ils n'y étaient pas) appelèrent « orgiaque ».

*

On me demanda, 2 ans après, de renouveler les fastes de cette nuit inoubliable..... A cette époque où l'avenir était souriant, on n'hésitait pas à dépenser généreusement pour créer un cadre et une atmosphère de beauté.

Je donnai un cadre nouveau à la réunion qui eut lieu dans les bois de « Fausses Reposes » (à quelques kilomètres de Versailles). On supposa que toutes les nymphes, les dryades et les faunes, en un mot la mythologie des bassins et des allées de Versailles, rencontraient les Dieux et les Déesses dans la forêt ce soir-là.

La Préfecture de Versailles m'avait accordé pour une nuit la jouissance d'une partie du bois qui entourait le pavillon du Butard, merveille d'architecture conçue par Ange-Marie GABRIEL, architecte de Trianon, pour sa majesté Louis XV.

Ici, la fantaisie n'était plus permise, il fallait se tenir dans le cadre des traditions de l'époque. Je m'y employai; un mois avant, un orchestre composé de 40 musiciens munis d'instruments anciens, s'évertuait à reconstituer un ballet de Lulli, nommé « Les Festes de Bacchus » et des artistes de bonne volonté représentaient les principaux personnages mythologiques.

Il importait de ne pas éveiller l'attention des curieux, ni celle des indigènes..... on les laissa se coucher et, à 10 heures du soir, sans qu'aucun préparatif ait pu le faire prévoir, on vit se dresser dans les grandes artères de la fôret, des constructions, des treillages et des bosquets de boulingrin bleuâtre.

Dans un rond-point, un buffet surmonté de candélabres de cristal, entière-

ment éclairé à la chandelle, comme au temps des grands rois, s'étendait sur une longueur de 20 mètres, garni de guirlandes de fruits et de rubans bleu de Roy.

Dans un autre secteur du parc qui entourait le pavillon de chasse, un autre buffet, dans le style champêtre, montrait une commère couronnée de pampres sur un fond de tonneaux..... Elle distribuait, avec un large sourire, des écrevisses qu'elle pêchait de ses bras blancs, dans un court-bouillon odorant et doré..... Des échansons porteurs d'outres, versaient du « champagne nature » qu'on buvait dans des cornes de boeuf. Mes 300 invités burent dans la nuit 900 litres de champagne.

Margarete Hammerschlag

Des escarpolettes suspendues aux branches les plus hautes, s'élançaient de toutes parts, et les rires des nymphes fusaient dans la nuit..... Des femmes, porteuses de torches, jalonnaient les chemins et les sentiers comme de vivantes statues.

A 3 heures du matin on applaudit un ballet italien du 17ème siècle, exhumé et reconstitué par le graveur Naudin.

A 4 heures, on se mit en place pour le souper, 50 tables de 6 personnes furent dressées dans la Cour d'Honneur du pavillon en un instant, et quand les 300 convives y furent installés on fit défiler sous leurs yeux les pièces du souper..... Le soleil dardait ses premiers rayons....., l'orchestre attaqua une marche de Rameau et on vit 40 esclaves passer au pas de parade et qui

portaient sur de grands plateaux d'osier : 300 langoustes, 300 melons, 300 foies-gras, 300 ananas et 300 cruchons de vin frais.

On vit plus d'un silène danser autour d'Isadora Duncan qui représentait Terpsychore..... et des faunes attardés jouèrent longtemps dans les taillis.

A 8 heures du matin, de grands autocars emportaient les derniers invités et les distribuaient dans Paris, aux yeux ébahis des passants.

*

.....Mais où sont les fêtes d'antan!? Qui oserait aujourd'hui, provoquer une réunion de ce genre? Peut-on grouper 300 personnes avec la sécurité de n'y trouver que des gens sociables et ose-t-on encore dépenser sans compter?

J'ai essayé de donner une fête en 1924; tout s'annonçait brillamment, les dispositions étaient prises pour une grande réjouissance. J'avais compté sans les parasites, les indiscrets, les mal élevés et les muffles qui se glissent partout...

On ne put rendre au vestiaire tous les manteaux de fourrure qui y avaient été déposés..... Il manqua des écharpes et des pelisses....., on échangea des coups et des injures.

Quelle déception!..... Je ne ferai plus de fêtes et je serai le premier (peut-être le seul) à le regretter.

(Nachdruck verboten.)

HERZOGIN UND BUTLER ERZÄHLEN

Von

MARIE VON BUNSEN

Wahrscheinlich haben die beiden Verfasser dieser vor kurzem erschienenen Autobiographien*) gelegentlich unter demselben Dach geweilt. Sie gehörten zur gleichen gesellschaftlichen Schicht. Allerdings wurde der Herzogin Sutherland der Ehrenplatz zuteil; selbst wenn zufälligerweise eine Duchess älterer Kreierung den Vorrang erhalten mußte, immer und stets hat die blendend schöne, interessante, bewunderte, beneidete Millicent Sutherland den Mittelpunkt gebildet. Eric Horné hingegen war zwar ebenfalls eine vielvermögende, einflußreiche Persönlichkeit im Haus, aber er stand hinter den Stühlen der Herrschaft, er war Butler.

Beide Autobiographien sind aufrichtig und zuverlässig, abzüglich der oft gewollten, oft ungewollten Unwahrhaftigkeit der gesamten Gattung. Auch schamlos exhibitionistische Beichten werden geschminkt, Jean Jacques Rousseau etwa gibt ein Fünftel seiner Schwächen und Vergehen rückhaltlos zu, um das übrigbleibende Vierfünftel sorgsamst zu vergraben.

Millicent Sutherland hat durch ihr Buch die eigenen Angehörigen wie die der drei Gatten schwer geärgert, und sie kann die Entschuldigung einer

*) 1. Millicent Sutherland. That fool of a woman. G. P. Putnam's Sons, London-New York 1925. 2. Eric Horne. What the Butler winked at. P. Werner Lauric Ltd., London 1923.

Photo Renger-Patzsch

Blütenstern der Stapelia grandiflora

Zander & Labisch, Berlin

Maria Orska als Josephine

Zander & Labisch, Berlin

Käte Dorsch als Königin Luise

starken Begabung nicht vorbringen. Sie schreibt fließend, doch ergeht sich auf den Seiten jenes Reizlose, das literarische Aneignungsvermögen des strebsamen Dilettanten. Trotzdem finde ich es entschieden interessant, nachzulesen, wie eine Frau, der alle Glücksgüter in seltenem Maß mitgegeben wurden, jetzt am nahenden Ausgang der, kraft ihrer Schönheit langausgedehnten, Blütezeit ihr Leben beurteilt.

Das Buch beginnt mit dem Tod des Herzogs. Das berühmte Schloß am Meer, Dunrobin Castle, ist in Trauer gehüllt, die Pfeifer umziehen es, von weitem hört man ihre Totenklage um den verstorbenen Gebieter der unabsehbaren schottischen Herrschaft. Der schöne Freddy stand auch bei Lebzeiten des Gemahls der Millicent Sutherland nah, als der Weltkrieg ausbrach und sie entflammte, heiratet sie ihn, denn der Geliebte soll und wird sich als Held bewähren. Statt dessen tritt noch krasser als in Friedenszeiten seine Jämmerlichkeit hervor. So will s i e wenigstens die heroische Forderung des Tages erfüllen, ein Feldlazarett wird von ihr hergerichtet und geleitet. Vermutlich gelang das ihr leichter, als anderen es gelungen wäre, vermutlich hat sie mit den Worten recht . . . „durch den Instinkt des Blutes sei sie befähigt, auf dem Schachbrett des Lebens die Steine zu bewegen, und sie habe durch Erfahrung gelernt, in schwierigen Augenblicken äußere Gelassenheit zu wahren". Wir deutschen Leser wollen auch anerkennen, daß kein unfreundliches Wort über die Feinde vorkommt, und ich erinnere mich, daß sie damals in einer englischen Zeitung Anerkennendes, ja, Herzliches über ihre deutschen Verwundeten schrieb. Der Krieg dauerte sehr, sehr lange, allmählich ist sie anscheinend des Lazarettdienstes überdrüssig geworden. Sie beschwert sich über die unvorteilhaft von den Umgangsformen der französischen Behörden abstechende Unliebenswürdigkeit der englischen Militärverwaltung. Deutsche werden diesen englischen Herren Verständnis entgegenbringen, eine Lazarettvorsteherin, die von Zeit zu Zeit in ihrem Auto mit ihrem Chauffeur und ihrer Jungfer nach Paris zur Ausspannung fahren mußte, deren wachsende Neigung zum dritten Gemahl sie mehr und mehr in Anspruch nahm, wäre auch von unserer Kriegsleitung nicht gewürdigt worden.

Manchmal erholte sie sich in Londoner Music-Halls und Nachtklubs, und der aus diesen Seiten hervorgehende Gegensatz des Londoner und Pariser Lebens während der Weltkrisis ist nicht ohne Belang, ist manchmal für das eine, manchmal für das andere Land günstig. In London wurde frenetisch getanzt, die Damen trugen ihre Perlen und Diamanten — nicht in Paris, die Französin hat ein zuverlässiges Stilgefühl an den Tag gelegt. Obwohl die ehemalige Herzogin, wie ich höre, sich jetzt in der Nähe von Paris niedergelassen hat, berichtet sie eine damalige, für Franzosen kränkende Bemerkung. Ein Engländer sagt: „Der Krieg wird vor Januar zu Ende sein, länger halten die Franzosen nicht bei der Stange." Sie erwidert: „Wir werden sie dazu zwingen."

Ihr Selbstbildnis ist überhaupt von einer ungewöhnlichen Indiskretion. Sie will endgültig auf „heiße, verwegen aufdringliche Schmeicheleien, auf bedenkliche, sinnenaufstachelnde Erlebnisse verzichten". Sie selber erzählt,

daß sie, nicht lange nachdem ihr ältester Sohn im Krieg gefallen, in einem Pariser Lokal mit einem glühenden, jungen Bewunderer tanzt, sie selber erzählt, daß sie auf der letzten Hochzeitsreise übermüdet, entnervt, versehentlich neuen Champagner zu trinken bekam und durch ihren „schwankenden Gang" peinliches Aufsehen erregte.

Solches Ausplaudern wird man begreiflicherweise taktlos finden, und einige Leser werden sich wundern. Aber nur Außenstehende, wie die gewiß treffliche Courths-Mahler, halten körperliche und seelische Vornehmheit für unweigerliche Begleiterscheinungen aristokratischer Geburt. Diese kostbaren Güter sind in diesen Kreisen bloß häufiger als in anderen vertreten, wer mehr erwartet, ist nicht im Bild.

Trotzdem ist die Verfasserin keineswegs unsympathisch; sie lobt sich nie, in England und Schottland weiß man jedoch von der echt sozialen Gesinnung, die sie in den Tagen des Glanzes an den Tag legte, und man hat sie ehrlich gemocht. Auf ihren, wie sie selber sagt: „sehr schwachen Charakter" wirkte jedoch die von Schmeicheleien und Huldigungen getränkte Luft vermutlich wenig günstig.

Dolbin

Als sie auf eigenen Füßen stand, hat sie ihre Karten bemerkenswert unklug ausgespielt, denn auch die letzte Ehe mit einem eigenartig fesselnden Mann brachte ihr kein Glück. „Er vergötterte sie, er liebte sie nicht." Erfahrene werden die Ursache zwischen den Zeilen lesen.

Im Grunde hat sie recht, wenn sie sich „eine Törin" nennt.

Der Titel des anderen Buches: „Worüber der Butler zwinkerte" stammt gewiß vom Verleger, nicht vom Verfasser. Denn Eric Horne zwinkert leider nie (wie unterhaltend hätte ein Franzose es getan!). Er erzählt sein Leben gelassen und wahrheitsgetreu, schreibt unorthographisch, aber nicht schlecht. Ein typischer Engländer, mit seiner Sportliebe, seiner Achtung vor der Kirche wie für einen kostspieligen, wohlgeregelten Haushalt. Bedauerlicherweise macht er sich nichts aus seinem Beruf, ist zufällig in die Laufbahn geraten, so betont er gern, gewiß nicht grundlos, jedoch tendenziös verallgemeinernd die kaltherzige Rücksichtslosigkeit der

Herrschaften, die unweigerliche Benachteiligung der dienenden Klasse. Dabei geht aus seinem eigenen Bericht hervor, daß er meistenteils recht guten Herren diente, wie er ihrer auch mit Anhänglichkeit gedenkt.

Loulou Albert-Lazard

Von seinem uns ungewohnten Sehwinkel aus erblicken wir das reiche und aristokratische Vorkriegsengland. So etwa das Leben in dem einen alten, mit Graben und Zugbrücken umgebenen Schloß. Fünfundzwanzig Dienstboten im Haus, im Dienereßzimmer durfte bei den Mahlzeiten die untere Schicht kein Wort reden, bis die Honoratioren — Butler, Haushälterin, Jungfer etc. — sich in das Verwalterzimmer zu Wein und herrschaftlichem Nachtisch zurückgezogen hatten. Das Bier für die untere Dienerschaft wurde im Schloß gebraut, aus Hörnern getrunken, von wappengeschmückten Zinntellern wurde gegessen. Ehe sich bei Tisch die Honoratioren verzogen, erhob sich immer der zweite Butler mit dem Trinkhorn in der Hand, schlug zweimal auf den Tisch, gab den Trinkspruch: „My Lord und My Lady", worauf alle im Chor antworteten: „von Herzen gern". Betrat Horne morgens den Diener eßsaal, fragte ihn der erste der die Dienerschaft bedienenden Angestellten, ob er Kaffee oder Tee, Roastbeef oder Kalbfleisch wünsche, und brachte es ihm. Allmonatlich gab die Dienerschaft einen Ball; waren die jungen Söhne des Earl während der Oxfordferien zu Hause, nahmen sie oft am Tanzen teil, aber nur, nachdem sie angeklopft und um Erlaubnis gebeten hatten. Die Dienstmädchen fürchteten die allmächtige, in schwarze Seide gekleidete, mit großer Goldbrosche geschmückte Haushälterin mehr als My Lady, und die Diener sagten „Sir" zum Butler. Die Livree war scharlachrot mit breiter silberner Tresse, weiße Strümpfe, silberne Schuhschnallen, dazu gepudertes Haar.

Das war noch die Zeit, in der, wie er es schildert, im vornehmen Belgrave Square zwei sechs Fuß hohe Livrediener hinten vom Wagen herunterstiegen, am Portal die zwei Klopfer mit sorgsam eingeübter Gleichmäßigkeit anschlugen, zum Wagen zurückschritten, den Schlag herabließen, den Damen beim Aussteigen halfen. Mit Widerwillen gedenkt er der folgenden unwürdigen Zustände, der rasenden, übelriechenden Autos.

Als Kammerdiener lernte er eine große Anzahl der verschiedensten Landgüter kennen. Eines derselben war seit dem siebzehnten Jahrhundert kaum verändert worden, brauchte ihn sein Herr, schmetterte er aus seinem Fenster über den Hof ins Jagdhorn. Ein anderer Herr war so wahnsinnig heftig, fluchte so entsetzenerregend, daß Hornes Vorgänger (sie erhielten,

damals!, 100 £ jährlich) es bisher nie mehr als zwei Monate ausgehalten hatten. Horne blieb über zwei Jahre, setzte es aber durch, daß sein Herr ihm nicht vor anderen Flüche an den Kopf warf. „Sind wir allein, ist es mir ganz egal, was der gnädige Herr sagt, das läuft mir wie Wasser von einer Ente herunter, wenn aber der gnädige Herr mich noch einmal am Bahnhof anfluchen, gehe ich auf der Stelle." Im Grunde mochte er jedoch den Herrn, denn der Haushalt wurde vorzüglich, ohne Kleinlichkeit geführt und er war „a good sport" — hohes englisches Lob!

Beschwert Horne sich auch oft über die Anmaßung der regierenden Kaste, nur in diesen Kreisen fühlte er sich wohl. Als er einmal mit Spießern vorliebnehmen mußte, empfand er es als unverdiente Härte für jemanden, „der sich immer nur in der besten Gesellschaft bewegt hätte".

Die Jetztzeit ist ihm ein Greuel. Gern würde er seine hochklassigen Fähigkeiten noch weiterhin ausnützen, aber wo findet man, klagt er bitter, noch „wahrhaft herrschaftliche Häuser? Mit Hausmädchen begnügen sich die meisten!!!"

Auch die Vergangenheit der Millicent Sutherland mag sich schwerlich wiederholen. Noch lange wird es englische Herzoginnen geben, unaufhaltsam verbröckelt jedoch deren Glanz und Glorie, deren Einfluß und Stellung.

Der Höhepunkt des Typus Duchess und Butler ist überschritten.

DREI GEDICHTE

von

GERDA VON BELOW

*

I. DIE KETTE

Wer sich die Freude kauft am Saum der Städte:
Den Tisch, das Bier — die Blumen — — die Musik . . .,
Steht in der Alempause einer Kette,
Gespannt an die Gesetze der Fabrik.

Sie lockert schläfrig ihre starren Glieder;
Schon morgen holt sie dröhnend wieder aus
Und zieht das Herz, das ein paar Gassenlieder
Für Liebe nahm, gewaltig in ihr Haus.

Sie hetzt und treibt es über tausend Räder,
Gestückten Raumes und gebroch'ner Zeit —
Und saugt und schlürft aus siechendem Geäder
Den süßen Tropfen: Mensch und Ewigkeit.

II. VAMPIR

Ich lebe von Deinen verdunkelten Regungen,
Zehre von Deinen geheimsten Bewegungen,
Schwinge im Schatten der gleitenden Lider,
Bebe im Zorn der verlangenden Glieder,

Stürze mich heiß in die einsame Liebesgebärde,
Schlürfe die Ströme der fleischgewordenen Erde,
Jage die staubentbundene Seele im Traume — — —
Und stehe endlich nackt mit Dir im ewigen Raume!

III. DER MÖRDER

Saugend — — schlossen die Finger, wie Siegel
Um klopfenden Hauch — — —
Denn er wollte die Seele . .
Er pflückte den Puls aus der seidigen Kehle — —
Das letzte Geheimnis,
Das . . . aus dem Spiegel
Des Blick's — — —
Von den Räuschen der Nacht schon Gelöste . . .
Das, was er nirgends im Fleische besaß.

Müde der Lust, die ihn täglich verweste,
Wurde er wahrhaft und wagte das Größte:
TEILTE die Frau
In den Gott — —
— — — und das Aas.

Jean Cocteau (Aus „Dessins", Librairie Stock)

NIGGER-SONGS

THE WEARY BLUES

by

LANGSTON HUGHES

Droning a drowsy syncopated tune,
Rocking back and forth to a mellow croon,
I heard a Negro play.
Down on Lenox Avenue the other night
By the pale dull pallor of an old gas light
He did a lazy sway . . .
He did a lazy sway . . .
To the tune o' those Weary Blues.
With his ebony hands on each ivory key
He made that poor piano moan with melody.
O Blues!
Swaying to and fro on his rickety stool
He played that sad raggy tune like a musical fool.
Sweet Blues!
Coming from a black man's soul.
O Blues!
In a deep song voice with a melancholy tone
I heard that Negro sing, that old piano moan —
„Ain't got nobody in all this world,
Ain't got nobody but ma self.
I's gwine to quit ma frownin'
And put ma troubles on the shelf."
Thump, thump, thump, went his foot on the floor.
He played a few chords then sang some more —
„I got the Weary Blues
And I can't be satisfied.
Got the Weary Blues
And can't be satisfied —
I ain't happy no mo'
And I wish that I had died."
And far into the night he crooned that tune.
The stars went out and so did the moon.
The singer stopped playing and went to bed
While the Weary Blues echoed through his head.
He slept like a rock or a man that's dead.

(Eingesandt von Maria Leitner.)

SHE OF THE DANCING FEET SING

by

COUNTÉE CULLEN

And what would I do in heaven, pray,
Me with my dancing feet,
And limbs like apple boughs that sway
When the gusty rain winds beat?

And how would I thrive in a perfect place
Where dancing would be sin,
With not a man to love my face,
Nor arm to hold me in?

The seraphs and the cherubim
Would be too proud to bend
To sing the faery tunes that brim
My heart from end to end.

The wistful angels down in hell
Will smile to see my face,
And understand, because they fell
From that all-perfect place.

Adolphe Dehn

WEGE ZUM FLIRT

Von

URSULA v. ZEDLITZ

Der Flirt, der nur Episoden schafft, beansprucht auf dem Friedhof der Erinnerungen keinen Denkstein. Höchstens einen snapshot ins Photographien-Album. Möglichst eine lächelnde Grimasse oder ein paar kniefreie Beine. Manchmal sind es gewisse Blumen oder eine besondere Melodie, die graziös Gewesenes heraufbeschwören. Aber nie mehr.

Flirt ist keine Diminutionsform von Liebe. Nichts auf der Welt hätten diese beiden gemein. Das Sprichwort „Viele Liebhaber verderben den Brei" trifft hier nicht zu. Im Gegenteil. Die Liebe verhält sich zum Flirt wie der Box-Kampf zum Jiu-Jitsu. Stundenlang mensendieckt der Geist, um seine erotisierten Phrasen zu drechseln. Man trainiert, um „in Form" zu bleiben.

Der Liebende weiß gewöhnlich wenig vom Flirt, aber der Flirtende muß sehr viel von der Liebe wissen. Nicht auf Gefühl, sondern auf Einfälle kommt es an. Er muß Variationen erfinden, Situationen schaffen, Spannungen konstruieren und dabei unbeteiligt bleiben. Es wird übrigens immer schwieriger. Seitdem der Kuß auf der Nachhausefahrt im Auto obligatorisch geworden ist, ist auch diese Nuance fortgefallen.

I.

Der übliche Weg erwächst aus Stimmungen, die man kitschig nennt, weil sie Allgemeingut sind.

Parkettspiegel und Lichterglanz. Parfüm und Niggerband-Aroma. Die Seidenbeine sind alle gleichmäßig ausdruckslos. Und die Gesichter stecken alle in der unvermeidlichen kosmetischen Uniform: getuschte Wimpern und getuschte Lippen, die immer bereit sind zu konventionellem Lächeln, und Augen, die sich ständig in höflicher Frage weiten.

Nur der Mann in der Ecke hat hungrige Blicke, die mit der kühlen Glasur seines Frackhemdes auffallend kontrastieren. Wartet er? Er starrt. Lauernd — gespannt? Wer weiß das! Eine Frau geht vorüber. Die Frau. —

Das Lauernde, Gespannte verdichtet sich, erzeugt Hitze und Unbehagen in diesem Mann, der nicht darauf vorbereitet ist. Macht es der helle Rücken, daß er Gefühle bekommt, gegen die er wehrlos ist — ist es der rosa Mund, der ihn trotz Maquillage an eine caprilesische Kakteenblüte erinnert? Wer weiß das. Er starrt. Die gesteigerte Empfindung magnetisiert seinen Blick, macht ihn hypnotisch.

Sie wendet den Kopf und lächelt.

Die Welle seiner Wünsche projiziert sekundenlang Entgegenkommen auf diesem Antlitz. Sie lächelt einladend und zugleich hochmütig, ein bißchen schadenfroh, ein bißchen frech mit niederträchtiger Unverbindlichkeit.

Kontakt funkt auf.

Vielleicht entflammt ihn diese Sekunde. Dann steht er auf, geht ihr nach, spricht sie an oder schickt ihr Blumen — tut jedenfalls etwas Ueberflüssiges und Charmantes.

Oder die Sekunde entspannt ihn — dann ißt er in Ruhe seine Austern auf, sieht ihr behaglich nach und entdeckt plötzlich, daß sie unmögliche Fußgelenke hat. —

II.

Schwerer hat es der Gründliche. Vor lauter Ernstnehmen der Dinge wird er niemals ernst genommen. Er geht zu unkompliziert vor, um zu interessieren. Nie kommt die Frau dazu, sich irritiert zu fragen: „Was

Slg. Paul Guilleaume

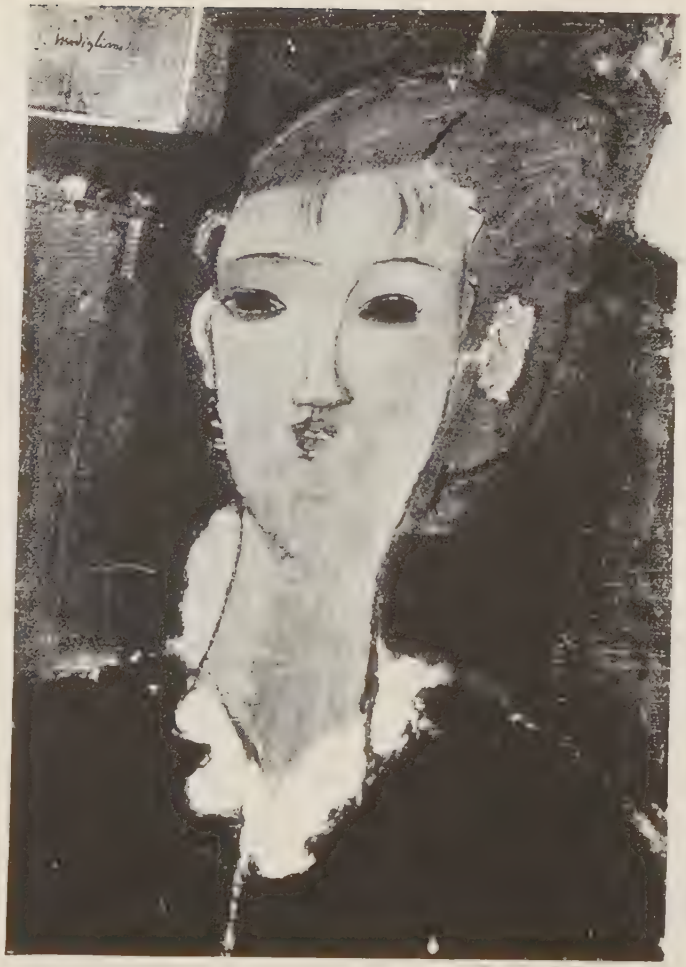
Junges Mädchen

Slg. Paul Guillaume

Landschaft

Slg. Paul Guillcaume

Das Abendkleid



Slg. Paul Guilleaume

Mädchenporträt

Slg. Paul Guilleaume

Die „Säule der Zärtlichkeit". Dekorative Malerei

will er eigentlich von mir?" Da ihm die Gabe der Konversation versagt blieb, bekennt er fortwährend sein Innerstes. Immer liegt ihm daran, Klarheiten zu schaffen, Klarheiten, die keineswegs ausschlaggebend genug sind, um sie vor dem gegebenen Moment aufzudecken. Er fühlt sich verpflichtet, der Dame, für die sein Blut kocht, gleich bei der Suppe (er ißt immer Suppe, niemals Horsd'oeuvres) mitzuteilen, daß er „maßlos erotisch" sei — ein Faktum, das im Zusammenhang mit der Suppe den erhofften Eindruck immer verfehlt. — So kommt er in den Ruf, niemals ein Verhältnis zu haben, bestenfalls ein Verhalten . . —

Der Flirt ist ihm nicht der Beginn einer tieferen Affäre (wie man bei seiner Gründlichkeit annehmen könnte), sondern umgekehrt. Er muß sich erst durch eine Oper von Gefühlen durcharbeiten, bis er diese leichteste, unverbindlichste und zuweilen reizvollste Melodie findet.

Zunächst konstruiert er sich aus prinzipiellen Empfindungen ein dauerhaftes Gerüst, schwingt sich dann auf der Schaukel einer ganz speziellen Verliebtheit so hoch hinauf, daß er den Himmel (nach Manier Verliebter) erreicht zu haben glaubt — bis er sich überschlägt und in vermindertem Tempo wieder in Erdnähe des lächelnden Geschöpfs gerät, das ihn aus Uebermut auf diese Schaukel hetzte, aber zum Mitmachen aus Furcht vor Schwindelanfällen keine Lust verspürte.

Durch diese Anstrengung seines einsamen Himmelanfliegens verliert er das Pathos und die Schwerfälligkeit der Empfindung. Die hinderliche Begeisterung verflackert.

Uebrig bleibt eine interessante, verglimmende Glut, die die Bewunderte mehr anzieht als die unmodernen Flammen seiner großen und gründlichen Neigung. —

III.

Der Mann, von dem man sagt, „er liebt die Frauen", liebt nie. Er kann gar nicht lieben. Aber um so versierter ist er auf dem Gebiet des Flirts.

Er nimmt immer, weil er nie benommen ist. Er kann es sich leisten, der Frau, die ihm gefällt, dies unaufhörlich zu bestätigen — weil sie ihm nur gefällt.

Die Zahl seiner Wege ist Legion.

Er ist einfallsreich. Er fühlt sich ein. Aeußere Schwierigkeiten überwindet er, und innere existieren für ihn nicht, weil er immer unbeteiligt ist.

Er verbindet korrekte Manieren mit unkorrekten Absichten. — Gerade bei ihm ist es sehr schwer zu erkennen, daß er nur — Sport treibt. Daß er eine Kunst ausübt. Denn er hat alle Techniken des Liebenden übernommen — das Vokabular und die Ueberzeugtheit, das

gemütvolle Wort, das eine Unterhaltung oft persönlich macht, eine plötzliche Aufrichtigkeit und Weichheit der Stimme, die überrascht und blufft — und er sagt lieber eine romantische Lüge als eine unliebenswürdige Wahrheit. Die Anwendung dieser Mittel wird genau von seinem Bewußtsein kontrolliert.

Findet er eine Partnerin, die ihm an Routine gewachsen ist, so entsteht die sublimierteste und kunstvollste Spielart des Flirts: das Spiel mit dem Ernst. —

Wege zum Flirt — es gibt tausend und keinen. Zuweilen ist der geradeste Weg — der Umweg! —

Ottomar Starke

MODIGLIANI

Von

FLORENT FELS

Tag für Tag geht man in die kleine Kneipe an der Ecke, um sein bescheidenes Mittagbrot zu essen, und das geht monatelang so fort, ohne daß man den kleinen Alten in der Ecke bemerkt, der da ein Hörnchen in seinen Milchkaffee stippt und den anderen Gast gerührten Auges beobachtet. Manchmal, weil er sich in Voraussicht des schönen Wetters zum Ausgehen ein niedliches kleines Mädchen mit Blumen im Gürtel mitgebracht hat, oder einfach, weil aus seinem Gesicht jene Jugend spricht, die in jedem Alter kommt und das Leben wieder schätzenswert macht.

Ich habe eines Tages einen Menschen getroffen, dessen Gesicht das reinste Glück ausstrahlte.

Das war auf dem Pont Neuf, wo Heinrich IV. das Gedächtnis eines frommen Königtums und einer Bildhauerkunst von geringster Einbildungskraft verewigt. Da saß auf einer kleinen Steinbank in der Nähe der Statue ein Mann, der las, und sein Gesichtsausdruck war der der reinsten Freude. Er sah aus wie ein alter Arbeiter in seinen Sonntagskleidern. Ich ging an ihn heran und warf einen Blick über seine Schultern. Er las das „Journal Officiel". Ich werde nie sein Gesicht vergessen, und eines Tages habe ich ihn auf einem seiner Bilder erkannt. Es war der gute Henry Rousseau.

*

Als ich Modigliani zum ersten Male sah, bildete er eine Diagonale zwischen dem Fußboden und der Bar, an die er sich lehnte. Zu jener Zeit traf man in der Rotunde, die damals noch ein ganz kleines Café war, Picasso, Derain und den Hund Kislings.

Modigliani fixierte mit einem königlichen Blick die Menge der entsetzten Gäste. Er sprach nicht, er lärmte nicht; er thronte nonchalant da, wie ein Fürst, der sich die Ovationen seiner Vasallen gefallen läßt.

Niemals und nirgends blieb er unbemerkt. Ich habe ihn nie lachen sehen. Er war dramatisch, mit diesem obstinaten Blick, wie ihn Liebhaber vor einer sich verweigernden Geliebten haben. Wir wußten es, diese Geliebte war die Kunst, die Kunst großgeschrieben. Es gehörte Mut dazu, denn es konnte ja auch sein, daß man sich den Ruhm eines Malerlehrlings erwarb. Ich versichere aber, daß er nichts fürchtete, nicht einmal, daß seine Farben mit der Zeit verderben könnten. Er liebte die Malerei egoistisch, seine Malerei . .

Ihr ordnete er alles unter, seinen Zorn und seine Freundschaften, in ihr ging sein Leben auf. Er, der von der Welt nichts erhalten hatte, er vermachte ihr ein unerschöpfliches Werk. Er war kein „Typ", er war ein großer Charakter. Wenn er dypsoman wurde, so hatte das seinen Grund darin, daß ihm der Alkohol eine Erregung gab, die seine Kunst steigerte. Wer ihn auf dem Montmartre gekannt hat, erinnert sich seiner als eines mit Sorgfalt gekleideten, distinguierten und distanzierten Menschen. Er befaßte sich damals mit Bildhauerei, der einzigen Bildhauerei unserer Epoche, neben der von Derain, die überleben wird, unter all den Picasso- und Renoirfabrikanten, die den Stein zu rein dekorativen Zwecken malträtieren. Er stilisierte jene länglichen Gesichter, die in der Priesterhaftigkeit ihres Ausdrucks nirgends ihresgleichen haben, es sei denn in seinen eigenen Zeichnungen. Die Kunst Neuguineas mag ihn wohl beeinflußt haben, aber er selbst fügte sehr viel Scharm, sehr viel Verfeinerung hinzu, gab den Augen den Ausdruck sanftblickender Tiere und die ganze Liebenswürdigkeit abendländischer Kunst.

Ich weiß nicht mehr, wie wir uns kennengelernt hatten, aber ich glaube, in einer jener heißen Nächte, die der Maler Kisling so sehr liebt, der einzige unter uns, der ein geräumiges Atelier hatte.

Hier sollte Modigliani auch seine tragische Gefährtin kennenlernen. Sie war scheu und wie verloren unter uns und hatte sich zu Modiglianis Füßen hingekauert. Mit Blicken voller Bewunderung hing sie an ihm. Und als er im Morgengrauen ging, folgte sie ihm wortlos.

Als das große Elend über ihren Geliebten hereinbrach, als wir seinen plötzlichen Tod im Hospital der Charité vor ihr verheimlichten, da wußte sie, ohne daß ein Mensch es ihr gesagt hätte, daß ihr großer Freund nicht mehr war. Wenige Tage später hatte sie niederkommen sollen. In der Nacht stand sie auf und sprang aus dem Fenster, am andern Morgen fand man ihren Körper auf der Straße. Ihre Eltern verweigerten die Teilnahme an der Begräbniszeremonie einer Tochter, die ihrem Leben ein so unchristliches Ende bereitet hatte.

*

Die Hartnäckigkeit Modiglianis im Verfolgen seines Ideals wurde weder durch die Liebe abgeschwächt noch durch Versuchungen auf Grund der ästhetischen Theorien, die von 1907 (der Zeit des Kubismus) bis 1920, seinem Todesjahre — eitle Flaggen — geschwenkt wurden.

Von den Frauen hatte er eine engelhafte Auffassung und wußte ihnen in ihren sündigen Attitüden jene Heiterkeit zu geben, die die Italiener des Quatrocento selbst den schlimmsten biblischen Sünderinnen gewährten.

Sie scheinen ihm allen Luxus des Lebens und ihre Körper die einzigen Wonnen, die ihm gewährt waren, dargestellt zu haben. Sein Bedarf an Frauen war ungeheuer. „Modigliani hat sich über mich nie zu beklagen brauchen", sagte einmal der Kunsthändler C. zu mir. „Er hat in meinen Räumen gearbeitet. Er bekam ein gutes Mittagessen, eine Flasche Kognak und jeden Tag ein neues Modell."

Aber unter den Berufsmodellen zog Modigliani jene Frau vor, die er in Restaurants, in der Rotunde traf, wie jene Madame Hast . . ., mit der er ein infernalisches Leben geführt hat, eine englische Hexe, besessen von Theosophie und Spirituosen, von Mittag an betrunken, immer auf dem Bummel mit Taugenichtsen, und die von Modi mit den feierlichernst gesprochenen Worten: „Madame, Sie sind eine große Hure", begrüßt wurde.

*

Er ist einer jener Repräsentanten der Pariser Schule, denen der Himmel, das Klima und selbst die Erde der Ile de France plötzlich eine unerwartete Reife gebracht haben. Wäre er in dem Lande mit der einstigen, aber längst entschwundenen Zivilisation, in seinem geliebten

Italien geblieben, so hätte er höchstwahrscheinlich gewirkt wie ein glückliches Gespenst, ohne diesen Sinn für das Wagnis, diese Nervosität, die nur hier in Paris über ihn kommen konnte. Er hätte dem romantischen Geschmack genügt, den er hier mit so großer Mühe seiner romantischen Seele entrissen hatte. Sein „Ville Ouverte" war bestimmend für sein Genie, offenbarte ihm alle seine Möglichkeiten, sein Gebiet.

Dieses Genie sprach sich in einer feierlichen Form, in der der Sinnlichkeit aus. Seine Köpfe haben etwas Düsteres, wie man sie bei den weiblichen Personen Pisanellos findet. Sie haben den langen Schwanenhals voller Liebesgeflüster, wie bei den veronesischen Meistern. Seinen Akten entströmt eine so starke sinnliche Wirkung, daß man erzählt, angesichts einer im Schaufenster eines Kunsthändlers ausgestellten Venus Modiglianis habe ein von solcher Schönheit schockierter Polizeikommissar in der groteskesten Weise interveniert. Die leidenschaftliche Bewunderung, die er für den weiblichen Körper empfand, gipfelte in dieser Sublimierung, der reinen Malerei, in der seine Sinne, wie sein Geist, ihre Vollendung fanden. Er war von einer Vorstellung getrieben, die ihm zum Kanon geworden war, einer Erscheinung mit regelmäßigen Zügen, mit Augen, wie sie in asiatischen Gesichtern zu finden sind, starr und einer mysteriösen Poesie geöffnet.

Diesen Blick habe ich bei Modigliani selbst wiedergefunden während unserer schweigsamen Diners bei der Mère Rosalie, wo uns manchmal Utrillo Gesellschaft leistete. Plötzlich konnte Modigliani brüsk vom Tisch aufstehen und die Gesellschaft verlassen, mit der er sein klösterliches Mahl geteilt hatte. Dann folgten wir ihm in die Nacht, wo er, wenn alles dunkel geworden war, unvermittelt in einen übermenschlichen Trance versetzt, Verse von Dante zu deklamieren begann oder in eine Art pythischen Deliriums verfiel oder gar formlos, unartikuliert den Schmerz herausbrüllte, von dem sein Fleisch sich befreien wollte, und der trotz der Orgie von rosa und blau auf seinen Bildern in seinem Werk als das Pfand einer heroischen und leidenschaftlichen Seele sich wiederfindet.

Ernst Aufseeser

DAS MUSIKALISCHE LEBEN IN SOWJETRUSSLAND

Von

DARIUS MILHAUD

Seit der Revolution hatten die Stille, die über Rußland lastete, und die kaum zu weichen begonnen hatte, das Fehlen aller Nachrichten, die geringe Zahl der Künstler, die aufgefordert wurden, dorthin zu kommen, und die kleine Zahl derer, die von dort kamen, die wenigen Dokumente, über die wir verfügten, wie die von dem sowjetistischen Staatsverlag herausgegebenen Werke, dazu beigetragen, das Mysterium und die Fremdheit, die dieses Land einhüllten, im gleichen Maße zu steigern wie meinen Wunsch, dahin zu gehen. Es war unmöglich, daß ein solcher Umsturz nicht von tiefgreifender Rückwirkung auf das künstlerische Leben gewesen wäre. Bekannt waren uns die Werke der russischen Komponisten, die während der bolschewistischen Revolution im Lande geblieben waren und die Scriabin so viel zu verdanken hatten; aber seit der Revolution sind Jahre ins Land gegangen. Fast zehn Jahre. Die zur Zeit des Sturzes des Zarismus Kinder von acht bis zehn Jahren waren, sind inzwischen beinahe Männer geworden. Wer sind also in dieser neuen Generation die Musiker, mit denen wir zu rechnen haben? Welche von ihnen werden sich vollkommen von den Scriabinschen Fesseln befreien? Was werden sie leisten? Existieren sie überhaupt? Welcher Kunst werden sie sich zuwenden?

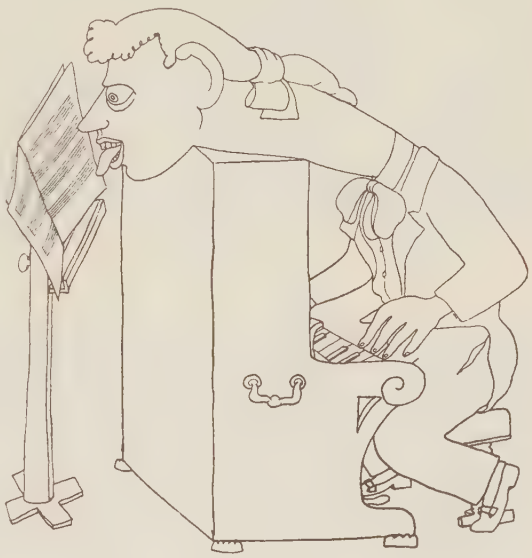
J. D. Kirschenbaum

Die interessante Nummer der Musikblätter „Der Anbruch", die der russischen sowjetistischen Musik gewidmet war, brachte uns nichts als die Namen von Komponisten, die uns — sei es als Theoretiker, sei es als Komponisten oder als Professoren — schon bekannt waren.

Dank der Moskauer „Rosphil" wurde ich eingeladen, nach Sowjetrußland zu kommen, um das Publikum mit der Musik der jungen französischen Nachkriegsschule bekannt zu machen. Das war für mich die so stark ersehnte und endlich verwirklichte Gelegenheit, mich mit der extremen sowjetistischen Jugend in Verbindung zu setzen.

Rußland ist ein so weites Land, und seine künstlerischen Ressourcen sind derart, daß man eigentlich, um alles kennenzulernen, überall hätte hingehen müssen, vom Norden nach dem Süden und vom Osten

nach dem Westen hätte streifen müssen. Ich war nur für drei Wochen, und zwar nur für Leningrad und Moskau, eingeladen. Der tiefe Unterschied zwischen diesen beiden Städten macht sich auf jedem Gebiet deutlich fühlbar. Leningrad! Die alte Hauptstadt, die mit alten, bunten Palästen längs der Kanäle und der verschiedenen Arme der Newa ihre Traurigkeit ausströmt. Heute ist es eine schweigende Stadt, aber Wiege der Revolution, die Stadt des Anstoßes für diesen Elan, der den Widerstand des alten Regime gebrochen und die proletarische Diktatur aufgerichtet hat. Revolutionäre Stadt. Moskau, das asiatische! Junge Hauptstadt mit dem Donnerrollen der Stadt, die marschiert, dieses Zentrum aller Kräfte der Union, die vom Kreml ausstrahlen, wie die elektrischen Drähte einer Telephonzentrale, mit ihrer Agitation, mit ihrem ununterbrochenen Schauspiel von Aktivität, Konstruktion, unaufhaltsamer Entwicklung. Hier wird gebaut, fabriziert, instruiert, befestigt, man hat den Blick auf die Zukunft gerichtet, man befindet sich im Zentrum der Zellen und der Räderwerke. Es ist die Stadt der Administration. Der so verschiedene „Geist" dieser beiden Städte hat sich allem eingegraben, selbst der Musik.



Jean Cocteau

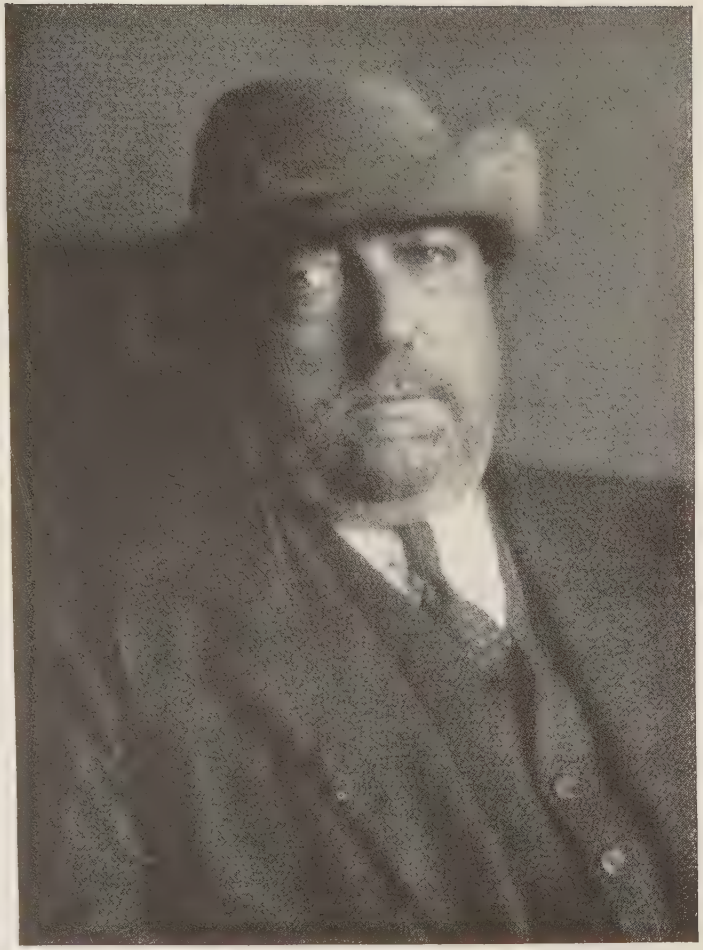
In Moskau herrscht die Theorie, die Technik. Alles wird kontrolliert, analysiert, in kleinste Partikel zerlegt. Jeder Akkord eines neuen Werkes wird Anlaß zu einer richtigen Sezierungsstudie. Die gesamte musikalische Jugend ist in diesem Geist der Analyse und der Theorie orientiert, der in einzelnen Fällen bis zu einem extremsten Maximum getrieben wurde. Abrahamoff preist die Anwendung der Sechzehntel-Töne und stützt seine Theorien durch eine vollkommene musik-physikalische Mathematik, die außerordentlich kompliziert ist. Auf Grund seiner vier Klaviere, die auf Achteltöne abgestimmt sind, und eines Harmoniums, das alle physikalischen Klangintervalle der Tonleiter angibt, hat er nichts Geringeres vor, als die ganze, bisher bestehende Musik durch Gleichungen einer harmonischen Algebra zu ersetzen, die an einer schwarzen Tafel mit Hilfe von Ziffern und Zahlenoperationen

bis ins Unendliche entwickelt werden kann. Abrahamoff will durch die Zerlegung der Oktave in 175 Teile und die Anwendung von Viertel-, Sechstel- und Achteltönen die Musik detemperieren. Das Ganze nennt er das „Universal-Ton-System" (U. T. S.).

Das Moskauer musikalische Leben wird weitgehend von der politischen Idee beherrscht*). Die jungen Leute, die begierig auf musikalische Neuigkeiten des Okzident sind, interessieren sich weit mehr für das soziale Milieu, dem die betreffenden jungen französischen Musiker entstammen, und die Frage, ob unsere Musik speziell für die Arbeiter geschrieben ist, als für die Natur unserer Arbeiten selbst. Auf dem Gebiet der Interpretation sind sie zu einem Orchester ohne Dirigenten gelangt. Hier ist die Technik der Ausführung auf ein Maximum getrieben. Jeder der Musiker ist verantwortlich und leistet sein Bestes. Das Resultat ist ausgezeichnet. Die Empfindsamkeit dieses Orchesters gestattet ihm, mit einer unvergleichlichen Vollkommenheit des Könnens, einem sicheren Solisten in seinen geringsten Rubatos zu folgen.

Wenn man sich über die Intensität der Musikkultur der Leningrader Jugend orientieren will, muß man Herrn Ossowski, den Subdirektor des staatlichen Konservatoriums, zu seinem Führer machen. Welch ungeheurer Bienenkorb voller Aktivität! Die große Tradition Rubinsteins, des Gründers dieses Konservatoriums, ist lebendig geblieben, und die Klavierklassen sind überfüllt von jungen, nervösen und eifrigen Virtuosen, die eine solide musikalische Ausbildung erhalten. Ebenso ausgezeichnet sind die anderen Klassen, die alle intensivste Arbeit leisten. Die Schüler haben ihren Klub, ihre Zeitung, sie besprechen die neuen Werke, sie befassen sich mit Chemie und Aviatik und verlangen nichts, als daß ihre Phantasie sich frei entwickeln darf. Zweimal wöchentlich wird von den Schülern eine Oper aufgeführt. Das eine Mal gegen Eintrittsgeld, das andere Mal ist die Vorstellung umsonst und für die Arbeiter und die Syndikate reserviert. So habe ich den „Jahrmarkt von Sorotchinska" von Mussorgsky gesehen. Die Schüler der Gesangsklassen übernehmen die Solisten- und Chorrollen. Das Orchester ist aus Schülern der Instrumentalklassen zusammengesetzt. Der Dirigent ist ein junger Komponist, der Intendant ein Schüler der Opernklassen. Sie machen selbst Ausstattungen und Kostüme. Welche Frische! Welche Leidenschaft und welche Jugend in diesen Aufführungen! Unter den Komponisten herrscht eine ausgesprochene Renaissance

*) Ich spreche selbstverständlich nur von den Musikern der auf die Revolution gefolgten Generation, von den gegenwärtigen Schülern des Konservatoriums. Die Komponisten, die die Proben ihres Könnens schon vor der Revolution abgelegt hatten, haben ihr Werk außerhalb aller politischen Ideen fortgesetzt, wie Roslaktz, Feinberg, Krein, Wiprik etc.



Paul Poiret. Der Pariser Modenkönig

Fox Photo

Der 69jährige Baden-Powells, der Schöpfer der Pfadfinderbewegung, in Indianertracht

Photo Ant. Wildt, Prag

Gräfin Wera Tolstoi

Photo Karl Schenker, Berlin

Gräfin Dolly Rödern

Photo Bonney

Der Bildhauer André Vigneau bei der Arbeit an seinen Modeplastiken

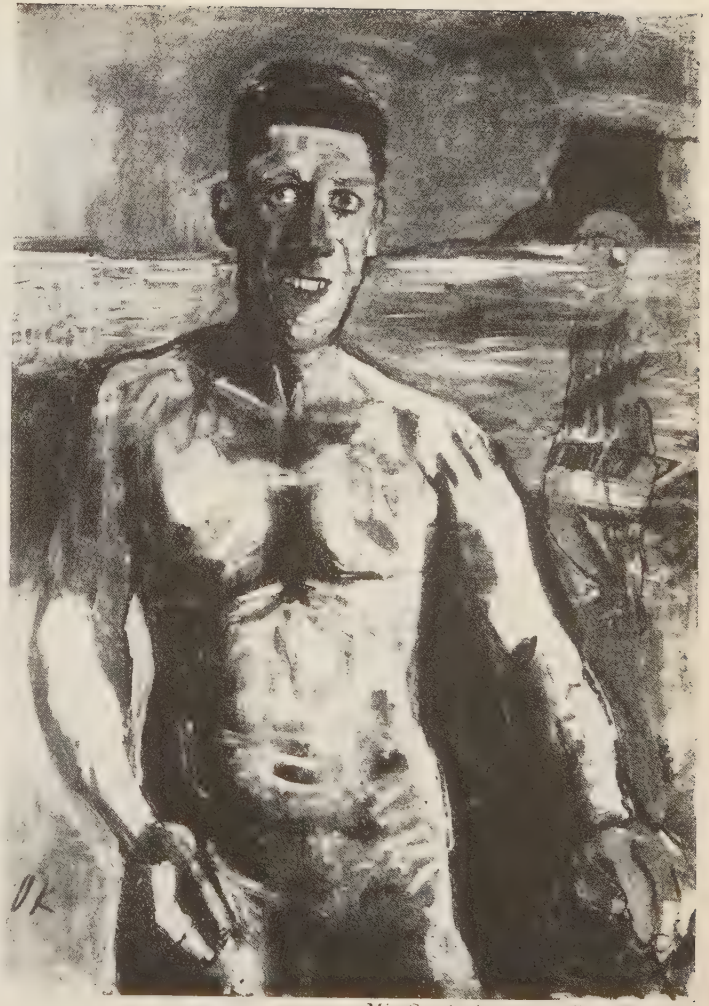
Graphic Photo Union

Golfszene. Vom Golfplatz des Monte-Carlo-Clubs auf dem Mont Agel

Florenz, Uffizien

Diego Velasquez

Aus A. L. Mayer, Velasquez (Propyläen-Verlag)



Mit Genehmigung von Paul Cassirer

Oskar Kokoschka. 1925

Als „Himself" auf der Dresdener Internationalen Kunstausstellung

in Leningrad. Die Bewunderung dieser jungen Schule für Prokofieff hat die letzten Reste Scriabinismus hinweggefegt. Der Einfluß Prokofieffs ist wesentlich. Ich habe in Leningrad seine Oper „Die Liebe zu den drei Orangen" gehört und konnte feststellen, daß sein berühmter „Marsch" dort geradezu populär geworden ist und sehr bald Bestandteil einer neuen Folklore werden wird. Leningrad hat in Igor Glebov einen ausgezeichneten Inspirator, der ein vorzüglich instruierter Musikwissenschaftler und allen neuen Ideen zugängig ist. Um ihn scharen sich die jungen Komponisten, die das lebendigste Element der Sowjetmusik darstellen. Sie sind sehr gut bekannt mit der jungen, französischen Schule, mit den Werken von Strawinsky und sind erschüttert durch die Jazz-Musik, deren Reichtum sie nicht ahnten und die ihnen durch Jean Wiéner, der mich auf dieser Reise begleitete, offenbart wurde. Kritiker wie Glebov, Pianisten wie Tamiensky, Druskin, Komponisten wie Dechevoff, Popoff, Riasanoff, Schillinger, Tiulin, ein Dirigent wie Dranichnikoff garantieren die Vitalität der russischen Musik von morgen. Musiker wie Tiulin oder Dechevoff haben eine Einfachheit, die ebenso vorsintflutlich wie neu anmutet. Ich habe ein De Profundis von Tiulin gehört, eine Art langen Rag-Time für Piano, lebhaft und rückhaltlos geschrieben, bar aller Romantik, klar und eindringlich. Dechevoff scheint mir ganz besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Sein Werk ist belebt vom Geiste der Revolution. In seinem Ballett in vier Akten „Djebella", einem orientalischen Ballett, in welchem sich die arabische, die abendländische und die rote Zivilisation bekämpfen, ist die gesamte von der Revolution geborene Folklore, besonders in dem „Tanz des kommunistischen Matrosen" verwertet, der zu den besten Seiten seiner Partitur gehört.

Die Regierung ist an der Entwicklung der revolutionären Kunst aktiv beteiligt durch die Auswahl von Gegenständen, die sie bei ihren Bestellungen für die Staatsoper (wie es bei dem Ballett von Dechevoff der Fall war) den Komponisten vorschlägt. Die Regierung schickt die jungen Komponisten in die Provinzen, wie z. B. den Kaukasus, um Volksmelodien dort zu sammeln, wie sie den staatlichen Quartetts Instrumente von großem Wert anvertraut, die sie Museen oder Privatsammlungen entnimmt. So führt das Staatsquartett Stradivarius seinen Namen, weil es auf vier wertvollen Stradivariusgeigen spielt. Die Kunst-Propaganda in der Provinz ist ebenfalls ausgezeichnet von der Regierung unterstützt, die durch Berufsverbände die Entsendung von Orchestern in die wichtigsten Zentren des Landes erleichtert.

Es ist an der Zeit, dem westeuropäischen Publikum die Werke dieser jungen Schule bekannt zu geben, deren Wichtigkeit als erster mitgeteilt zu haben mir zur hohen Freude gereicht.

EINE CHINESISCHE GEISTERGESCHICHTE

Von
PAUL MORAND

One may talk about the evolution of the yellow race, of the Chinese Republic etc. . . But old Chinese Vamps remain the same, strongly believed in and still unhampered by up to date conveniences. The author has drawn the inspiration of this story from old Chinese folk-lore, through the works mostly of father Wieger, a Jesuit of the Catholic Mission of Sienshin.

Ich machte die Ueberfahrt zur See in Gesellschaft des Paters V., eines katholischen Missionars vom Franziskaner-Orden. Er war ein dicker Mann und seine Wangen immer so aufgeblasen, daß er aussah wie eine jener grotesken Figuren auf den Bildern der flämischen Primitiven, deren Tätigkeit allemal darin besteht, die Posaune zu blasen, während sich die Särge zum jüngsten Gericht öffnen. Er hatte lange — mindestens dreißig Jahre — in China, teils in Setschuan, teils in Yunnan, gelebt. Auf höheren Befehl war er jetzt für Jerusalem bestimmt worden, und er begab sich ans andere Ende der Welt, mit einer Ruhe, als ob es sich darum handle, von Paris nach Versailles zu fahren. Mit der Gleichgültigkeit eines Diplomaten, der von Jugend auf gewöhnt ist, stündlich seine Zelte abzubrechen, um sich nach den unmöglichsten Orten zu begeben, hatte er sich in wenigen Stunden ohne Bedauern von seiner Schule, seinem Altersheim und seinen chinesischen Bekannten verabschiedet. Und dabei war er ein guter Beamter, dieser Pater V., aber allerdings ein Beamter Gottes. Dreißig Jahre chinesischen Lebens waren an ihm vorübergegangen, ohne daß irgendwelcher exotischer Romantismus, irgendwelche Poesie des fernen Ostens auf ihn abgefärbt hätte. Er war von der Sonne gegerbt, trug stets einen Schirm aus schlechtem blauen Kattun, der schon okkergelb wie die Grabstatuetten der Tangdynastie geblichen war, und hatte im Aussehen ebensoviel von einem alten normannischen wie von einem alten chinesichen Bauern an sich. Das erklärt, daß er bei all seinem Apostelglauben an Gott die Existenz von übernatürlichen Dingen zugeben konnte, ohne sich damit zu seinem Glaubensbekenntnis und seinen abendländischen Ideen in den mindesten Widerspruch zu setzen. Diese beiden Zivilisationen hatten sich in ihm so gut übereinandergelagert, daß er von dem einen in den anderen hinüberglitt, ohne es auch nur zu merken. Trotzdem war ich sehr erstaunt über das, was er eines Abends erzählte, als wir über Backbord gelehnt die blutende tropische Sonne in einem schweren seidigen Wasser in parallelen Strahlen, in denen fliegende Fische aufblitzten, untergehen sahen. Ich

glaube mich zu erinnern, daß ich an jenem Tage so lächerlich war, diesem heiligen Manne, der mehr als dreißig Jahre hier gelebt, während ich mich kaum dreißig Tage da aufgehalten hatte, China erklären zu wollen. „China ist ein skeptisches, rationalistisches und ungläubiges Land, ein schwerer Stein, den kein Glaube zu bewegen vermag", sagte ich. „Unsere trockenen, die abhanden gekommene Seele suchenden Europäer sollten, statt von Asien eine Erneuerung zu erwarten, sich dem mysteriösen Indien zuwenden. Es gibt nichts in China, was an überirdische Mächte, an ein Jenseits glauben machen könnte."

„Woher wissen Sie das?" fragte der Pater V.

Franz Graf Schaffgotsch

„Darüber gibt es doch nur eine Meinung. Außerdem habe ich es gelesen. Fast alles, was über China geschrieben wurde, habe ich gelesen", sagte ich Grünschnabel, der ich war. „Dann fehlt eben nichts weiter, als daß Sie hier leben, und zwar dreißig Tagereisen per Sänfte von jedem Abendländer entfernt, und dann können Sie kommen und mir erzählen. Ich bin an der Grenze der Normandie und Bretagne geboren, bin Celte, und Geistergeschichten haben für mich nichts Ueberraschendes. Aber ich kann Ihnen sagen, das, was ich in Setschuan erlebt habe, geht über mein Verständnis."

„Unsere Epoche ist ja stark in der Magie" . . .

„ ‚Im Orient herrscht der Traum . . . Der Orient ist das Unterbewußtsein der Welt', hat einer gesagt, der kein Dummkopf war. Und China, wo kein Toter vergessen wird, wo kein Knochen verlorengeht,

ist das Paradies der Phantome. Ich verehre die chinesischen Gespenster. Im allgemeinen sind sie harmlos, mehr komisch als furchterregend. Sie brauchen uns viel mehr, als wir ihrer bedürfen. Sie sind das Opfer der Zauberer, dieser prunkliebenden chinesischen Zauberer mit ihrem ganzen komplizierten Arsenal einer Ausstaffierung von jenseits des Leichensteines, den Pantoffeln, mit denen man über die Wolken läuft, den mit dem Siebengestirn geschmückten Hüten, ihren mit Zauberdiagrammen bestickten Gewändern. Arme Gespenster! Man betrügt sie, man findet sie mit Papiergeld ab, mit dem entwerteten Gelde, das bei den Begräbnissen verteilt wird, und das nur in der Hölle in Zahlung genommen wird. Man macht sie betrunken, man spielt ihnen tausend Streiche, was jener Vampir bezeugen könnte, dem man den Sargdeckel gestohlen hatte, und der dann nicht mehr zurückkonnte, oder jene Familie, deren männliche Nachkommenschaft von Dämonen verflucht war, und die deshalb alle Knaben, die ihr geboren wurden, als Mädchen kleidete und sie später mit als Knaben verkleideten Mädchen verheiratete, um diese bösen Geister zu betrügen. Aber es ist nicht alles Scherz", fügte Pater V. hinzu . . . . „Ich habe selbst mysteriösen Abenteuern beigewohnt, die ganz unerklärlich sind . . . . Ich selbst war das Opfer . . . . Die Chinesen erzählen ihre übernatürlichen Geschichten objektiv," fing Pater V. mit gedämpfter Stimme wieder an, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, als ob er Schwierigkeiten mit Rom zu befürchten hätte, wenn er fortfuhr, „ja, objektiv, derart, daß sie sich einbilden, sie selbst hätten sie erlebt. Ich für mein Teil — und ich glaube hierin mit der modernen Wissenschaft übereinzustimmen — sehe in diesen Dingen selbstverständlich nur subjektive Phänomene, Traumerscheinungen, innere Symbole, die sich immer erklären lassen. Aber selbst als solche sind sie höchst erstaunliche Beiträge zur Geschichte Chinas. Sehen Sie, Luftspiegelungen gibt es nur in Regionen, die von Dunkel, von Feuchtigkeit überlagert sind; solche Luftspiegelungen kommen auch — und das sind vielleicht die schönsten — in den verdünnten Luftschichten der Hochplateaus, in der Trockenheit der Wüsten vor, wo, ich weiß nicht was für ein statisches Fluidum zwischen Himmel und Erde lagert, das für Offenbarungen aus dem Jenseits besonders geeignet ist.

Also," fuhr der Pater V. fort, „es ist einige Monate her, da begab ich mich zu Pferde allein zu einem unserer erkrankten Pater nach Shantung. Ich wollte ihn in seinem Astronomie-Kursus vertreten. Sü-Tschu-Fu lag hinter mir. Dort hatte ich mein erkranktes Pferd in der Pflege meines ma-fu oder Stallknechts zurücklassen müssen, und ich hatte einen Fußmarsch von vier Stunden hinter mir, als es zu dunkeln begann. Ich befand mich in einem Gelände roter Erde, hier

Rudolf Grossmann

und da hügelig aufgewellt von Gräbern, die wie das Werk von Maulwürfen wirkten. Es war ein denkbar unsteiniges Gebiet, das man zur Heide urbar gemacht hatte, und das außerdem durch Ueberschwemmungswasser abgeplattet und vom Nordwind als einem unerbittlichen Besen reingefegt war, der nichts hatte stehen lassen als einige nackte Felsenstücke. Der Wind schnitt mir ins Gesicht, und ich sah den Horizont vor mir in Dunkelheit versinken, aber keine Spur war von Fô-li zu erblicken, dem ich, einer Karte nach, nahe sein mußte. Plötzlich, zu meinem größten Erstaunen, erblickte ich einige Meter von der Straße oder richtiger der Wegspur abgelegen die Laterne einer Herberge. Ich trat ein, verlangte Wein und Lager für die Nacht. Den Herbergsbesitzern schien das höchst ungelegen zu kommen. Immerhin hatte der Greis, der mir wohl meine Ermattung ansah, Mitleid und sagte: ‚Wir sind dabei, Soldaten, die von sher weit kommen, Suppe zu

kochen. Für Sie haben wir keinen Wein übrig, aber zur Rechten liegt ein isolierter Pavillon, wo Sie wenigstens die Nacht zubringen können.'

Dann befand ich mich wieder auf dem Hof der Herberge.

Ich suchte meine Hütte. Wanzen und Asseln promenierten vielfüßig über den festgestampften Boden. Matten waren als Vorhänge aufgerollt, denn die Sonne war untergegangen, und durch das Bambusgitterwerk sah man die Sterne. Die Vögel waren verstummt, und nichts als die Grillen war zu hören . . . .

Mit dem Hereinbrechen der Nacht belebte sich der Hof mit Laternen. Ich mußte mich mit leerem Magen legen. Moskitos stürmten diese Kloake, die jedes chinesische Hotelinnere ist, und ließen mich nicht schlafen. Ich schwang einen großen Fächer aus rotem Papier . . . Bald hörte ich auf dem Hof, von dem mich nur das Bambusgeflecht meiner Hütte trennte, lauten Lärm von Menschen und Pferden, ein furchtbares Getöse von Stahl, Sporen, abgeschnalltem Sattelzeug und Pferdegewieher. Von Neugier getrieben, stand ich auf und blickte hinaus, ohne gesehen zu werden. Da sah ich den Herbergshof und seine ganze Umgebung erfüllt von bewaffneten Männern, die am Boden saßen, aßen und tranken und sich von militärischen Dingen unterhielten. In dem unbestimmten Licht, beim Flackern der Biwakfeuer hätte man das Ganze etwa für ein Szenenbild aus einer buddhistischen Hölle halten können. Da man in China an diese plötzlichen militärischen Einfälle gewöhnt ist, besonders häufig in dem China dieser Jahre, das von Armeen durchzogen wird, die einander bekämpfen, plündern, verfolgen und verfolgt werden, ohne daß die Zivilbevölkerung im mindesten davon berührt würde, ohne daß die Bauern aufhörten, ihre Felder zu bestellen oder die Kaufleute, Handel zu treiben, glaubte ich einfach, irgendeine Sektion der Armee Tschan-So-Lins oder Fengs getroffen zu haben. Ich fühlte mich in einem gewohnten Milieu zwischen diesen Lösegeldern, diesen Diebstählen, diesen Plünderungen, wie sie in China an der Tagesordnung sind, ohne mich besonders darüber aufzuregen. Ich schenke selbst diesen Kanonaden, die ja doch keinen töten, nicht einmal mehr Aufmerksamkeit. Wenn man das Glück hat, weder Engländer noch Japaner zu sein, also nicht verpflichtet ist teilzunehmen, wenn man weder Güter unter der Sonne noch Metallbarren unter der Erde besitzt, nichts was in Kriegsbeute für die Generäle oder in Sold für die Soldaten verwandelbar wäre, kann man China unbesorgt durchqueren. Auch ich bin schließlich ein Bonze, und ich habe nichts von einer hübschen Frau an mir, daß es meine Eitelkeit störte, meine Tage am Grunde eines Brunnens zu beschließen. Uebrigens sind wir im Jahre des Schweines, eines Tieres, das mir immer günstig war. Philosophisch wiederholte ich bei mir das in China so berühmte Sprichwort

der Kaufleute: ‚Der Kriegsgott ist groß, aber ein Schützengraben ist größer als der Kriegsgott', als die Erregung auf dem Hofe sich verstärkte und die Soldaten in den Ruf ausbrachen: ‚Der General!' Als man bald darauf die Hufe seiner Eskorte hörte, zogen ihm alle diese Soldaten, die den Hof erfüllt hatten, mit ihren Lanzen und ihren mit dem grünen Drachen geschmückten, gelben Fahnen entgegen. Ich bemerkte nur, daß sie weder Gewehre noch Maschinengewehre hatten, noch Patronentaschen trugen, was bei diesen großen chinesischen Regimentern, die gewöhnlich bis an die Zähne bewaffnet sind, selten vorkommt.

Chinesisches Kasperletheater

Nachdem einige Dutzend Papierlaternen vorbeidefiliert waren, stieg ein großer Chinese von martialischem und stämmigem Aussehen, mit einer Raubvogelnase und langem Barte, vor dem Eingang zur Herberge vom Pferde, trat ein und setzte sich auf den Ehrenplatz. Das mußte irgendein lokaler Gewaltherrscher, irgendein Provinzboxer, irgendein hoher Tukiun oder provinzialer Ueberbandit sein, deren mir schon so viele begegnet waren, die ihre Hand auf der Salzsteuer hielten oder nötigenfalls die Reisenden wegelagernd beraubten. Und dennoch hatte dieser da großes Format . . . . Ueber seinen Waffen trug er ein Gewand aus blaßblauem Brokat und einen Atlaskasak. Seine Hände hielt er, wie man es auf alten Bildern sieht, in den Aermeln versteckt . . . Auch sein Bart setzte mich in Erstaunen: niemals außer auf der Bühne hatte ich diese Bärte der Frühzeit der Mandschu-Dynastie gesehen . . . Ihm reichte man Wein in einer Porzellantasse und Haifischflossen, die in einem schwärzlichen Schlamm schwammen, mit eingemachten kleinen Orangen. Er aß und trank mit viel Geräusch, wie es sich für einen General gehört, und streichelte die Frau des Herbergsbesitzers . . ‚Deine Frau ist häßlich,' sagte er zu seinem Gastgeber: ‚eine häßliche Frau ist ein Schatz in der Familie.' Dann brach er in Lachen aus, in ein trockenes Lachen, das klang, als ob Bambusrohr im Feuer prasselte. Darauf ließ er eine Serie scheußlicher Töne hören, um höflich zu

bezeugen, daß er gut gespeist hatte. Endlich rief er seine Offiziere und sagte zu ihnen:

‚Es ist lange her, daß Ihr angezogen seid. Jeder kehre zu seiner Sektion zurück. Ich will ein wenig ruhen. Wenn die Order eingetroffen ist, werden wir uns unverzüglich wieder in Marsch setzen.' Die Offiziere antworteten mit dem üblichen Ruf und entfernten sich. Darauf rief der General: ‚A-ts-i!' Sofort trat ein ganz junger Offizier, der zart und geschminkt in eine silberne Rüstung gekleidet war, aus dem Nebengemach zur Linken und warf sich demütig nieder. Sein Chef übergab ihm den Befehlsstab. Die Herbergsleute schlossen die Vordertür und zogen sich zurück.

Die Fremdartigkeit gewisser Details, die Waffen aus unvordenklichen Zeiten, die ungewöhnliche Aufzäumung der Pferde, die Mongolenhelme der Offiziere, die ich bei dem unsicheren Schein der Oelpapierlaternen nur schlecht erkennen konnte, diese mit Wildkatzenfell gefütterten Mäntel und die längst außer Gebrauch gekommenen weichen Schutzleder an den Füßen der Pferde, alles das machte mich derartig neugierig, daß ich aufstand. Ich machte mich daran, durch die Spalten der links gelegenen Tür, durch die der General den Raum verlassen hatte, hindurchzublicken. Die Strahlen einer Lampe drangen durch die schlecht gefügten Planken. In dem Zimmer sah ich nichts als ein Feldbett aus Spanischrohr ohne Bettzeug. Maiskolben hingen zum Trocknen an der Decke. In dieser Beleuchtung erschien der General Unruhe erweckend und majestätisch. Sein Ausdruck war gleichzeitig machtvoll und intrigant. Der Ordonnanzoffizier stand an der Tür Wache. Er warf sich noch einmal nieder und trat dann vor. Die ungeheuren Schatten der beiden Männer, die noch dadurch vergrößert wurden, daß die Lampe auf dem Boden stand, zerrissen scheußlich die mit weißem Kalk bespritzte Wand. Die beiden schienen miteinander zu sprechen, aber, obwohl ich sehr nahe bei ihnen stand, hörte ich fast nichts. Ihre Stimmen waren schwach wie das Summen einer Wespe ...

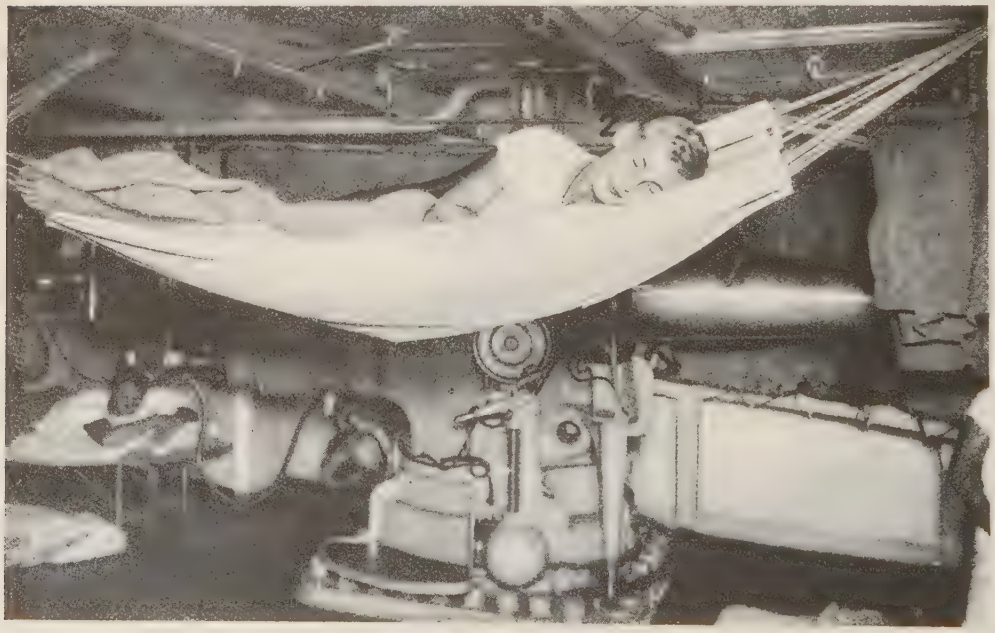
Und jetzt sah ich das Unerhörte: Der General faßte seine Nase zwischen Daumen und Zeigefinger, legte die andere Hand auf seinen Nacken, drehte den Kopf einmal herum und hob ihn aus den Schultern. Völlig geräuschlos setzte er ihn auf das Feldbett .... Wirklich, er hob seinen Kopf mitsamt seinem Barte und dem Helm, der noch auf ihm saß. Der Mund öffnete sich und es entfielen ihm große, schwarze Zähne, die sich über den Boden verbreiteten. Die Augen schwabbelten weich wie Austern in ihren Höhlen, und wenn sie nicht herausfielen, so lag es daran, daß die Lider zu fest gespannt waren. Der Körper stand noch. Durch den hohlen Hals erblickte ich einen Schlund nach dem Körperinneren zu. Blut kam nicht heraus, aber ein leichter, schwarzer

Topical Photo

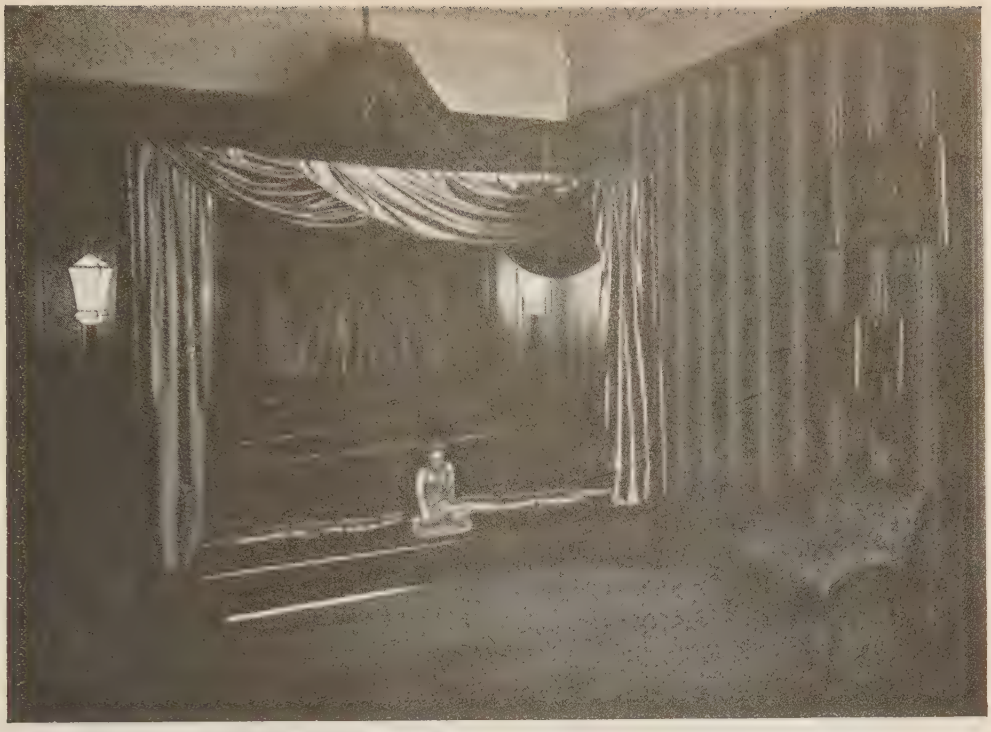
Englische Segeljacht bei der Harwich-Regatta

Photo Graudenz

Kabine erster Klasse auf dem Dampfer „Hamburg“ der Hamburg-Amerika-Linie



Schlafraum an Bord eines englischen Kriegsschiffes



Schlafzimmer eines Hamburger Konsuls. Entwurf Architekt F. A. Breuhaus

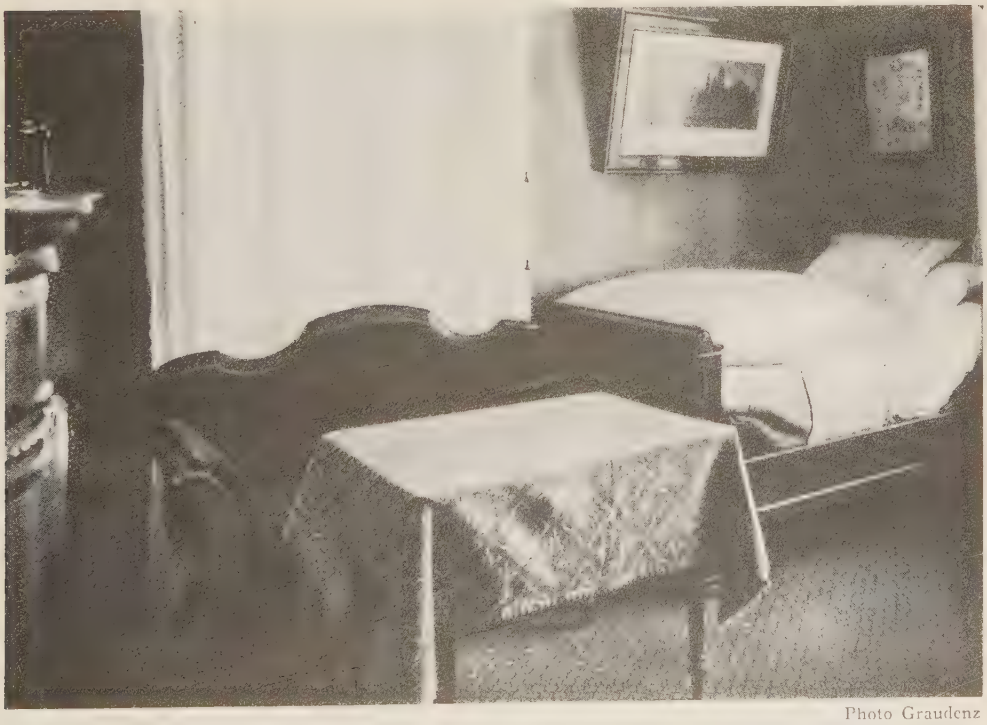


Photo Graudenz

Schlafzimmer Lenins in Zürich, von wo aus die russische Revolution vorbereitet wurde

Geishas auf einem Spaziergang im Kasuga-Park in Nara

Auf einer Entenfarm

Wide World Photo

Rauch ..... Der treue A-ts-i war um seinen General geschäftig wie ein Zimmermädchen. Zuerst zog er ihm sein Brokatgewand aus, dann die mit goldenen Drachen gravierte Rüstung, dann Bandagen, und schließlich montierte er ihm nach und nach die beiden Arme glatt aus den Achselhöhlen und legte sie ebenfalls auf das Bett, den einen rechts, den anderen links, etwa wie Metallstäbe, die man zum Zusammenhalten verschiedener Uhrenteile verwendet. Endlich, nachdem der General sich auf das Bett gelegt hatte, wurden von dem eifrigen Ordonnanzoffizier auch die unteren Gliedmassen abgeschraubt und angeordnet: zwei Beine, die von der Gewohnheit des Reitens nach aussen gebogen waren, und die lautlos auf das Bett fielen, als ob sie mit Kleie gefüllt wären . . . In diesem Augenblick erlosch die Lampe, und ich konnte das Ende dieser ungewöhnlichen Sezierung nicht sehen.

Entsetzt floh ich in mein Zimmer zurück. Ich bedeckte auf chinesische Art meine Augen mit meinen Aermeln, verkroch mich hinter Gepäckstücken und erwartete so, ohne mich zu rühren, den Morgen. Zwischen dem ersten und dem zweiten Hahnenschrei fühlte ich mich von einer sehr empfindlichen Kälte durchdrungen .... Ich lauschte: die ganze Armee mußte wohl in tiefem Schlafe liegen, denn es war kein Laut mehr zu hören. Endlich entschloß ich mich, die Augen zu öffnen und aufzustehen. Der Morgen dämmerte blaß .... Ich hatte in einem wilden Busch im freien Heideland gelegen. In der Ferne, verloren, dehnte sich die ‚gelbe Erde'. Diese unvergeßlichen, apokalyptischen Deformationen des chinesischen Loess, ausgehöhlte, schluchtige Landschaften, wo man Türme und Verließe, die verwunschenen Ruinen anzugehören scheinen, zu sehen glaubt, während es sich um nichts als ein Spiel der Natur handelt. Das Indigo des Himmels blaßte ab, während es hinter mir in dem fernen Gebirgszug, den ich am Tage vorher überschritten hatte, versank. Aufmerksam untersuchte ich die Umgebung: keinerlei Spuren von menschlichen Wesen, noch einer Pagode, noch auch irgendwelcher menschlichen Behausung, nicht einmal eines Grabes war zu finden. Ich machte mich wieder auf den Weg und erreichte in einer Stunde eines jener chinesischen Dörfer, dessen Häuser fast unter die Felder gesunken, mit dem Erdboden in einer Fläche liegen. Das war endlich Tien Tschu Tan, die katholische Mission mit ihrer guten Küche, ihren tapferen elsässischen Krankenschwestern und ihren Leprakranken. Hier traf ich den Pater Elemir, vormals Lektor an der Universität von Peking. Sein gutes, offenes, abendländisches Gesicht genügte, um mich in das irdisch Reale zurückzuversetzen. Ohne ihm etwas von meiner Nacht und dem Ort zu erzählen, an dem ich mich aufgehalten hatte.

‚Die Gegenden, die Sie durchquert haben,' sagte mein gelehrter

Kollege, ‚waren vor Zeiten der Schauplatz ungeheurer Menschenschlächtereien . . . vor sehr langer Zeit, ungefähr in der Epoche des Han. Die alten Chronisten erzählen sogar von einem Tag — gegen 200 v. Ch. — an dem dreihunderttausend Personen umgekommen seien. Sie erzählen sogar, daß an diesem Platze der berühmte General Hiang-Tsie nach der Schlacht von Soldaten, die es nach der auf seine Tötung gesetzten Prämie gelüstete, zerstückelt worden sei. Sie haben diese Nacht,' fügte der Pater Elemir hinzu, ‚ohne es zu ahnen, auf einem sehr alten Kriegsschauplatz geschlafen .... Aber das hat Sie wohl nicht im mindesten in ihrer Ruhe gestört?' "

OSTASIENFAHRT

Von

RICHARD HUELSENBECK

Die Sache begann damit, daß uns in der Biskaya durch eine hohe See der Schweinestall zerteppert wurde, ein Ereignis, das auf meinen durch die Schlingerbewegungen des Schiffes ohnehin stark mitgenommenen Magendarmtraktus einen sehr ungünstigen Eindruck machte.

In Port Said begriff ich, daß die moralische und körperliche Degeneration eines Volkes dann am weitesten fortgeschritten ist, wenn der berufsmäßige Handel mit obszönen Postkarten jede andere Beschäftigung in den Schatten gestellt hat. Da in keiner Sure des Korans ein Gegengift gegen diese Seuche angegeben wird, sage ich hiermit den Untergang Arabiens feierlich voraus.

Das Rote Meer hat seinen Namen von der karmin-violetten Farbe der untergehenden Sonne. Im übrigen gibt es hier zahllose Haifische, die nach den Konservenbüchsen schnappen, die der Kochsmaat jeden Morgen über die Reling schmeißt. Es ist wertvoll, auf einem kleinen Frachtkahn zu fahren und fern von Radio, Jazz und verunglückten Reden auf die Damen zu sein. Wertvoller noch ist es, mit dem Bootsmann so befreundet zu sein, daß er einem morgens bei der Reinigung des Schiffes nicht den dicken Wasserstrahl durchs Bullauge auf die Koje hält. Weil man nie unangenehmer aus sanften Träumen aufwacht, und weil es überhaupt nicht angenehm ist.

Im Indischen Ozean ist die Faulheit eine Tugend für kleine Spießer. Erst die erhabene Faulheit, die große Unbeweglichkeit des Körpers und des Geistes, das Sechs-Stunden-auf-dem-Brückendeck-liegen-Können und nichts dabei denken — das rührt an die wahre Würde des (geistig) vermögenden Mannes.

Nach mannigfachen Erlebnissen kam ich nach Sumatra, einem lieblichen Land, das von Schimpansen, Meerkatzen und holländischen Kolonialsoldaten bevölkert wird.

In Sabang gibt es Holländerinnen, groß, breithüftig, sommersprossig

Jean Cocteau

und prüde. Neben ihnen sind die Frauen der eingeborenen Atjehs (so nennt sich der halbwilde Stamm) wahre Königinnen.

Hier ist das Land, wo der Pfeffer wächst, wo man nie photographierte Palmenhaine besuchen kann. Hier gibt es die Rijztafel, einen Götterfraß von Reis mit Pfefferschoten, gebratenen Fischen, Wassermelonen, phantastischen Gemüsen und dem Fleisch schwarzer Schweine.

In Manila, auf Luzon, der größten Insel der Philippinen, herrscht die Amerikanerin mit Eiswasser und Christian-Science.

Als wir hier ankamen, war gerade Karneval, ein großes Volksfest, verbunden mit einer Ausstellung aller Erzeugnisse des Landes, eingeschlossen das Gefängnis Bilibid. In dem Gefängnis Bilibid werden die Verbrecher nach neuester psychoanalytischer Methode so lange „geläutert" — — bis man ihnen weitere Verbrechen nicht mehr zutraut. Sie können dann ihre Familien nachkommen lassen und sich in einer „Penal Colony" ansiedeln. Die ganze Einrichtung ist ein Ausdruck der „Charity", jener weltanschaulichen Beschäftigung amerikanischer Damen, die neben dem five o'clock und dem Modesalon ihre Hauptzeit in Anspruch nimmt.

Danach fuhren wir ohne Aufenthalt nach Formosa, einem Lande, das berühmt ist wegen seiner wilden Bergvölker.

Diese Bergvölker sind noch richtige Kannibalen und konzentrieren ihr Hauptinteresse auf den Kopf ihrer menschenfresserischen Objekte.

Dolbin

Solche Headhunters gedachte ich zu sehen; statt dessen kam ich nach Takao, wo eine große und elegant eingerichtete Filiale der Yokohama Specie Bank ist.

Es gibt hier Eisenbahnen, Wellblechschuppen, aber immerhin auch Teehäuser, wo man nach Ablegung seiner Schuhe von einer Japanerin auf der Samise vorgespielt bekommen kann. Hinterher kostet es dann meistens unangenehm viel Geld.

Von Yokohama steht nur noch ein Stein- und Geröllhaufen — mit Ausnahme des Café „Quake" (gleich am Hafen), wo man ein ausgezeichnetes Chicken à la Merryland bekommt.

Aus den Geröllhaufen ragen, schauerlich verbogen, aber manchmal auch überraschend gut erhalten, die Geldschränke hervor, Wahrzeichen fortgeschrittener Zivilisation.

Wir fuhren von Shiragawa mit der elektrischen Schnellbahn nach Tokio. Hier gibt es zahlreiche Tempel, das Schloß des Mikado, den Shiba-Park und last not least das Imperial-Hotel.

Halten wir uns an das Imperial-Hotel, wo die haargebobten und mehr als kurzröckigen Amerikanerinnen „Washingtons Birthday" durch endlosen Jimmy zelebrieren.

Im Grillroom sitzt man zwischen den ausgebrannten Gesichtern der Moneymaker von New York, Chikago und Philadelphia. An Japan erinnern nur die zierlichen, auf ihren Holzsandälchen trippelnden Musmis, die Kellnerinnen.

Ich sah auch einen Koreaner mit einem ellenhohen Zylinder aus Draht, einer schwarzen Soutane und einem unbeweglichen, durch keinerlei Zivilisationstrick zu erschütternden Zug um die Mundwinkel.

In Kioto sah ich den Daibutsu, das ist ein dreißig Meter hoher Götze aus Holz. Das Gesicht ist maskenhaft, weiß bemalt, unheimlich. Eine riesige künstliche Lotosblume steht neben einem Gebetpult, an dem man die Leute in Andacht versunken sieht.

Der Inlandsee soll der Coup und Comble aller Round the World Trips sein. Er ist wirklich fabelhaft — Landschaft, Landschaft, Horatio. Man kann das Leuten, die gewöhnt sind, sich auf dem Asphalt

der Großstädte mit den Jahren Plattfüße anzutreten, nicht schildern, ohne in den Verdacht eines kitschigen Schwärmers zu kommen.

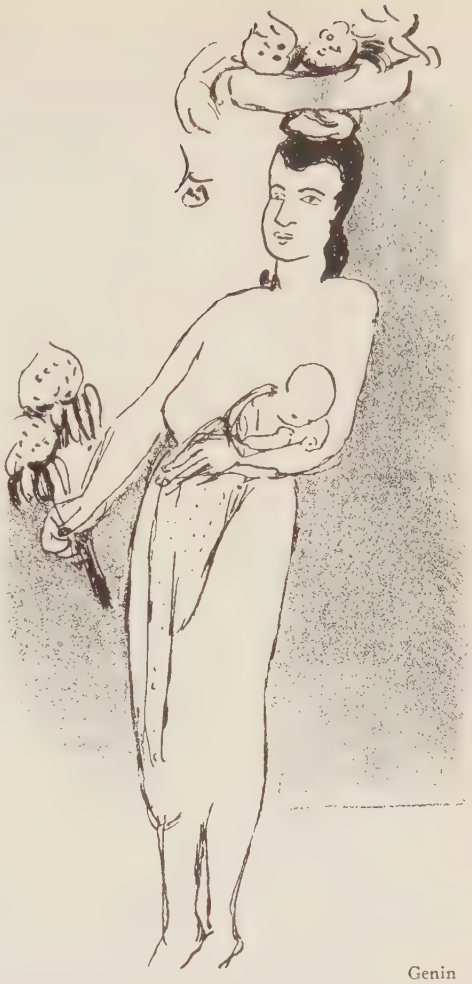
Dalny liegt in der Mandschurei und heißt russisch „weit weg". Hier ist der eigentliche ferne Osten, und es ist so kalt, daß einem die Knochen klappern.

Ich sah im Yamati-Hotel in Dalny einen Bubenkopf, der gar nicht so „weit weg" zu sein schien, wie sich das auf den ersten Augenblick anließ. Hier gibt es zahlreiche internationale Huren.

In Port Arthur haben die Japaner ein Kriegsmuseum neben dem anderen errichtet. Man kann das ausgestopfte Pferd des Generals Stössel und andere Merkwürdigkeiten sehen.

Weihaiwei steht trotz seines jüdischen Namens unter englischer Herrschaft. Es war der erste chinesische Platz, den wir anliefen.

In Tschifu stießen wir uns fast den Hintersteven unseres Schiffchens ab, aber es ging noch einmal gut, und so dampften wir den Jangtsekiang bis Pukau hinauf.



Genin

Wenn man von Pukau in einem Sampan (so nennen sich hierzulande die Ruderboote) quer über den Jangtse setzt, kommt man nach Nanking.

In Nanking muß man, wenn man Sinn für moderne Kunst hat, zu den Mingtowns fahren. Da pflegt einem dann eine Allee von steinernen Tieren aufzufallen, die auf die Minggräber führt. Dieser Trip ist sehr interessant.

Schanghai hinwiederum ist interessant wegen seiner Nachtlokale, in denen man für fünfzig chinesische Cent einen Tanz mit russischen Emigrantinnen tanzen kann.

Es gibt da noch ein Warenhaus Wing-On, das berühmt ist wegen einer Menagerie, die es so nebenbei neben seinen Konfektionsabteilungen Candy-Stores, Dixi-Kitchen usw. beherbergt. In Magdeburg findet man das schließlich nicht, und so lohnt es sich schon einmal, das Warenhaus Wing-On zu besuchen.

Von Schanghai fuhren wir zurück durch das Chinesische Meer nach Singapore und von Singapore durch die Malakkastraße wieder nach Sabang. Von Sabang steamten wir dann durch den Golf von Bengalen an den Andamanen vorbei nach Rangoon, der Hauptstadt von Burma.

Burma liegt zwischen Vorderindien und Siam; hier gibt es den reinsten Buddhismus, eine weitgehende Selbständigkeit der Frauen und ein englisches Zuchthaus von riesigen Dimensionen.

Es gibt dann noch die Shwe-Dagon-Pagode, auch Big Pagode genannt, ferner den Reclining Buddha, einen riesigen Götzen von dreißig Meter Höhe, und das Vienna Café, das einer englischen Dame gehört und von einem griechischen Manager geleitet wird.

Im Golf von Bengalen passierte uns auf der Rückfahrt das Unglück, daß uns das Dampfrohr der Hilfsmaschinen platzte. Drei Heizer wurden schwer verbrüht. Einer starb nach acht Stunden schrecklichster Qual, ein anderer starb nach sechs Tagen im Generalhospital in Ceylon.

Wir trieben bei hoher See einen halben Tag manövrierunfähig im Golf von Bengalen umher, riefen mehrere Schiffe um Hilfe an, konnten aber dann aus eigener Kraft Colombo anlaufen. Kandy liegt hoch in den Bergen Ceylons, nicht weit von den wilden Elefanten und Kobras.

Als wir mit dem Ford-Car vor einer Teeplantage hielten, liefen uns zwei Kobras über den Weg. Das macht immerhin Eindruck. Die Affen klettern hier scharenweise in den Bäumen umher. In Kandy gibt's einen buddhistischen Tempel „Zum heiligen Zahn" (weil hier ein Backzahn von Buddha verehrt wird) und einen Mondstein, auf dem man die Fußtapfen Buddhas sehen kann.

Die Rückfahrt verlief ohne Sensationen. In der Biskaya hatten wir wieder übles Wetter, aber immerhin war es nicht so schlecht, daß wir nicht das Schwein Jonny hätten schlachten können.

Europa erscheint witzlos, traurig und abgemagert, wenn man nach halbjähriger Abwesenheit zurückkehrt.

R. Huelsenbeck in Sabang (Niederländisch-Indien)

Arthur Wellmann

WALDEMAR BONSELS UND DAS DEUTSCHE INSEKT

Von

MARIA LAZAR

Um es gleich zu gestehen: ich bin nur halb gebildet. Ich habe das vielleicht am meisten gelesene Buch Deutschlands, ein Buch, das sechshundert Auflagen hat und in allen Sprachen übersetzt ist, ich habe die „Biene Maja" bloß zur Hälfte gelesen. Es mag eine Eigenart von mir sein, aber mir ist eine Biene, die nach Art deutscher Touristen die Natur bewundert, nicht ganz angenehm, und wenn ein Rosenkäfer Peppi heißt (nämlich wirklich Peppi mit zwei p), so kann mich das geradezu unglücklich machen.

Man hatte mir gesagt, Waldemar Bonsels sei ein Dichter der Natur. Er sei sogar imstande, sich in die Seele einer Biene zu versenken. Großartig, dachte ich, da kann man einmal etwas von den Bienen erfahren. Aber, o weh, die Seele der Biene Maja glich aufs Haar der einer Pastorstochter aus Wermelskirchen, ein bißchen neugierig, ein bißchen patriotisch, der Rosenkäfer machte gleich nach den ersten Seiten die

reinsten Hausherrnszenen, als wohnte er in einem Berliner Vorderhaus und nicht in einer Rose, und mir war zumute wie nach einer spiritistischen Sitzung, in der Goethes Geist durch mühseliges Klopfen an einem Tisch die überflüssigsten Albernheiten hervorgebracht hatte. Sieht es bei den Tieren wie bei den Geistern also wirklich um nichts besser aus als bei den Menschen?

„Man soll in der Natur und im Tierleben den Menschen möglichst außer Spiel lassen", sagt Herr Bonsels, der die Wiener Erstaufführung des Films „Die Biene Maja und ihre Abenteuer" am Lesepult einleitet. Allerdings bezieht er das nur auf den Film. Und ich war begierig auf die Vorführung, in der alle Bienen, Ameisen und Käfer des Buchs einmal ohne die leidige menschliche Gehirntätigkeit auftreten müßten. „Denn eigentlich", erklärt der Dichter, „ist dieser Film ja nur eine Serie von Naturaufnahmen, die dem Buch entnommen sind. Auf das Psychologische muß man leider verzichten."

Nun, der Film ist wirklich gut. Arbeiten die Natur und gewissenhafteste Technik Hand in Hand, so kann selbst deutsche Wald- und Wiesenpoesie ihnen nicht viel anhaben.

Wären nicht die vielen, allzu langen Texte, man könnte glauben, man sähe ganz einfach eine bunte, phantastisch reale Bilderfülle aus dem Leben der Insekten. Besonders schön die Geburt einer Libelle — man muß ja nicht gerade daran denken, daß sie Schnuck heißt. Man muß überhaupt immer rechtzeitig die Augen schließen, wenn der Text kommt.

Drei Jahre lang wurde in dem Dachgarten eines Berliner Ateliers an diesem Film gearbeitet. Es war mühseligste Kleinarbeit. „Sie glauben nicht, wie lange man oft warten mußte, bis das kleine *Mistvieh* sich dazu herbeiließ, eine Bewegung zu machen", sagt der Dichter Waldemar Bonsels.

Den Hauptwert legt er selbst auf die letzten Teile des Films, die den Kampf der Bienen und Hornissen darstellen. Das war nicht so einfach. Wie der Dichter erzählt, wurden die Hornissen erst einmal *ein bißchen ausgehungert,* ehe man sie auf die Bienen losließ, die nun, wie zu lesen steht, ihre „Vaterlandsliebe" und „Heimatstreue" beweisen konnten. „Es war *sehr lustig",* sagt der beliebte deutsche Dichter, „wie die Feinde trotz aller Kampfeslust im letzten Augenblick, vom Lichte der Scheinwerfer geblendet, innehielten. Es fiel uns gar nicht so leicht, sie zum Kampf zu bewegen."

Wahrlich, göttlich ist der Instinkt der Tiere. Noch ausgehungert wittern sie den größeren Feind, dieses „Animal méchant par excellence", wie Gobineau den Menschen nennt, denn er ist das einzige Lebewesen, das nicht nur um des eigenen Nutzen willen Böses tut.

Fox Photo

Die 13jährige Susanne Noel, Englands Tennis-Hoffnung

Topical Photo

Das Pariser Tänzerpaar Mlle. Edmonde Guy und Ernest van Dureen

Photo G. P. A.

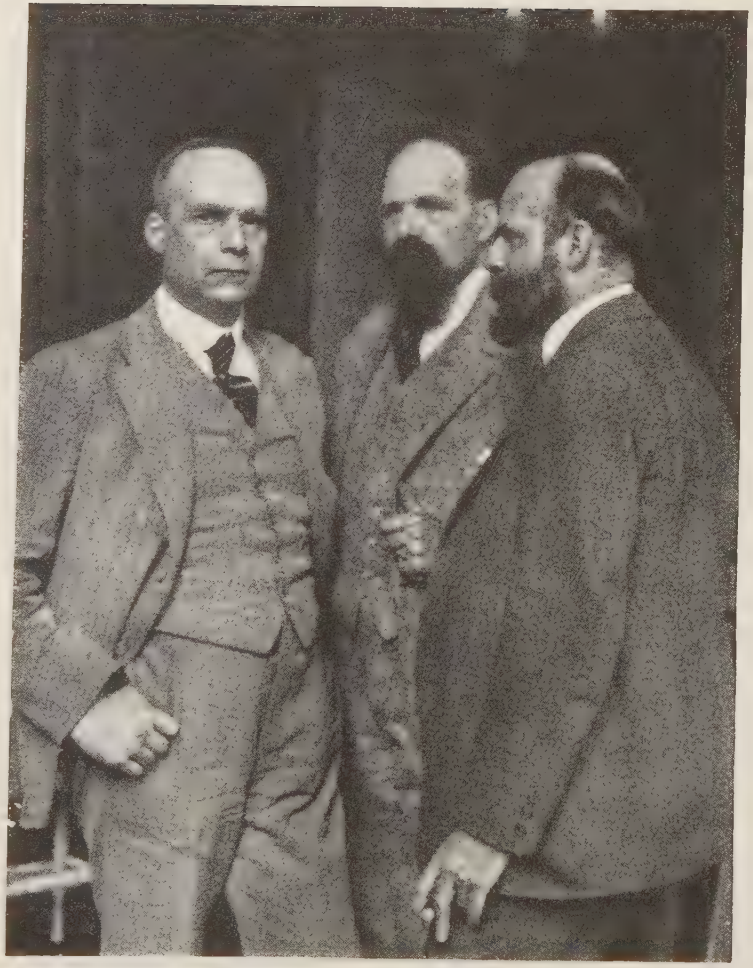
Mantelpavian mit Jungem

Photo Renger-Patzsch

Mamillaria valida. Warzenkaktus

Aus Einstein, Die Kunst des 20. Jahrh. (Propyläen-Kunstgesch.)

Georges Rouault. Der Verurteilte
Ausgestellt auf der Dresdener Internationalen Kunstausstellung



Die drei Maler Alfred, Otto und Carli Sohn, Söhne Carl Sohns und Enkel Alfred Rethels

Der Filmregisseur Jean Renoir (Sohn von Auguste Renoir)

Doch lassen wir den Dichter weiterreden. „Ergreifend war es nun, den Rassenhaß in der Natur zu beobachten.“ Und man sieht es auch auf der Leinwand. Die Tiere morden sich in rasender Wut. Und es steht sogar geschrieben, wie die Bienen *siegreich* die *fliehenden* Feinde töten.

Herr Bonsels rechnet zu fünfzig Prozent mit dem Besuch Jugendlicher. Er hat ja auch das Buch „Die Biene Maja“ eigentlich für Kinder geschrieben, denn er ist der Ansicht, „daß man für Kinder *nicht unbedingt* albern sein muß”. Und dieses Buch ist denn auch in allen Kinderbibliotheken zu finden.

Weiß denn niemand, in welch tiefem, triebhaftem Zärtlichkeitsverhältnis Kinder zur Natur stehen? Selbstverständlich, noch ehe sie gelernt haben, daß die Kuh zum Milchgeben da ist, und ehe sie die erste Botanisiertrommel bekommen haben, also ganz kleine Kinder. Ich sah einmal ein winziges Ding, das bei seiner ersten Begegnung mit einem großen Hund nichts anderes tat, als ihn ganz leise mit den Fingerspitzchen streicheln und dazu „danke shen“ sagen, „danke shen“. Ist es ausdenkbar, daß man diesem Kind in ein paar Jahren erzählen könnte, der Grashüpfer hüpfe um des Weltrekords willen und alle Ameisen seien Räuber.

Nein, ich bin für ein Zensurverbot für Jugendliche, wenigstens für solche, die lesen können. Da schicke man sie lieber in die „Mädchenhändler von New York“. Denn daß die Menschen dumm und gemein sind, müssen sie ja sowieso erfahren. Aber mit welchem Recht erzählt man ihnen das von den Tieren?

Ich protestiere im Namen der Tiere!

Vielleicht habe ich übertriebene Vorstellungen. Ich weiß zwar, daß eine Libelle einem Käfer den Kopf abbeißen kann, daß sie aber dazu sagt: „Er ist wirklich ein lieber Kerl”, das halte ich für ausgeschlossen. Und nicht einmal, wenn ein Käfer Kurt heißt, traue ich ihm zu, daß er mit den Worten: „Ich habe keinen Appetit mehr”, die noch lebende Hälfte eines Wurms entläßt. Ich glaube es nicht, und wenn die Leser von Millionen Ausgaben es glauben wollen, der Poesie zuliebe, ich glaube es nicht. Und ich wünsche nicht, daß Kinder es glauben.

Käte Wilczynski

„BELLA“

Von

WALTER BENJAMIN

En Méditerranéé — par les Messageries Maritimes. So lädt der Rücken dieses Buches ein, wenn Bellas Leben vor dem Leser abgelaufen ist. Man kann nicht besser ihr Gedächtnis feiern. Beim Lesen geht man gegen steifen Seewind an, und über den Dingen, auf die man trifft, liegt eine Salzkruste.

Der Pressechef im Pariser Ministerium des Auswärtigen, Jean Giraudoux, nimmt keinen nom de guerre an, wenn er Romane schreibt (von Fabre-Luce erscheint soeben die politische Romanze „Mars“ unter dem schönen Dichternamen Jacques Sindral). Giraudoux bleibt als Autor hochgestellter Funktionär und beansprucht den technischen Apparat eines Büros für seine Phantasie mindestens ebensosehr wie in der Wahrnehmung seiner Berufsgeschäfte. Man möchte seine Sachen sich im Amt geschrieben denken. Oder in einer Dichterschule als „thème en classe“. Er selber muß aufs glücklichste erfahren haben, was er von den gelehrten Brüdern Dubardeau bemerkt:

Touchagues René Fauchois

„Sie konnten ohne das alltägliche Bad in einer Flut Vertrauter, Halb-Bekannter, Flut von Stimmen und von Lächeln nicht auskommen. Es war auch nicht nur Sache der Gewohnheit, weswegen sie im Lärm, in Zimmern, welche auf den Korridor hinausgehen, studieren mußten, wo immer Leute vorbeikamen, Leute, die Durand oder Dupont, Bloch oder Bechamort, La Rochefoucauld oder Uzès hießen. Die Menschheit war das Ferment, das ihre Versuche gelingen ließ. Bei all ihren Experimenten über Gasmischungen, hybride Pflanzen, die Lebensfähigkeit des neuen Oesterreich, hätten sie der Aufzählung der Mischungsbestandteile beifügen können, ‚ich nehme hinzu: einen Menschen.‘ Die Anwesenheit eines belanglosen Individuums Labaville hatte beim Gelingen der Synthese den Ausschlag gegeben. Wenn Labaville mit seinen Knöpfen und seiner Kaschmirkrawatte nicht da war, arbeitete Onkel Karl nicht gut. Sie alle brauchten ein Gesicht als Feder-Wischer oder Blick-Wischer, wenn sie die Augen von den chemischen Synthesen oder den Giften, die da wirkten, erhoben. Ja selbst der Astronom brauchte am Abend, wenn er dem Firmamente gegenüberstand, den blassen Kopf von einem Sekretär in seiner Nähe.“

Der Autor selber ist von diesem Stamm und schlägt in seinem Buche sich zu ihm. Als Neffe nimmt er an den Kämpfen teil, die Rebendart, Ministerpräsident, den großen, freigesinnten Brüdern liefert. Das Urbild dieses Rebendart heißt Poincaré, und die Gestalt, die sich im Prisma der sechs Brüder bricht, ist Bertholots. Denn gern setzt Giraudoux ein Kollektiv an Stelle eines

Individuums. Die Rebendart erscheinen ebenfalls als Gruppe. Der Haß, der sie mit primitiver Verve zeichnet, hat ihren Größten, Henri Poincaré, den Mathematiker, zugunsten jener Brüdergruppe annektiert. Was übrigbleibt, ist eine gottverlassene Sippe, die auf dem Lande ihre Existenz vertrauern muß, um nicht die wenigen aus ihrer Mitte, die in der Hauptstadt eine Rolle spielen, bloßzustellen. Die Zeichnung dieses Ministerpräsidenten erschöpft ihr Modell, wie eine chinesische Marter den Sträfling. „Alle Sonntage stand er zu Füßen eines jener gußeisernen Soldaten, die leichter als er selbst zurechtzuhämmern wären, hielt seine Rede und gab vor zu glauben, die Toten hätten sich nur etwas abgesondert, um über die Summen, die Deutschland schuldet, sich schlüssig zu werden."

Im politischen Feldlager spielt ein Liebeskomplott. Der Romeo — Philipp, der Berichterstatter — auf seiten seiner aufgeklärten Onkel, die Julia — Bella, eine junge Witwe — die Schwiegertochter Rebendarts. Von dieser Liebeshandlung wird das süßeste Geflecht im Buche nicht gewoben, sondern aufgetrennt. Denn beide haben, eh noch die Erzählung einsetzt, sich gehört und kannten nicht den wahren Namen voneinander. Nun bringt der Streit der Capulet und Montagu nur Trübsal, Gram, Entfremdung zwischen beide. Nicht allzuoft erscheint in der Geschichte Bella selbst; es ist darin von der Rücksicht des Liebhabers etwas, der seine Freundin unter Leuten nicht ermüden will. Seitdem sie umeinander wissen, sind sie stumm. Die Szene — der begnadete Verrat der Bella — der ihnen voreinander und den andern die Sprache wiedergibt und Rebendart im Augenblicke, da sein Anschlag fällig ist, entwaffnet, wird der Tod der Frau. Ihr platzt ein Blutgefäß in der Erregung.

Touchagues André Breton

Der Erzähler aber verliert nicht den Atem. Er saugt nur tiefer das geliebte Leben in sich und wendet die Geschichte Bellas Vater zu, verfolgt die Liebe in der Deszendenz, steigt zu den Quellen, endet im Motiv der sonderbarsten väterlichen Trauer, in der die Tochter ihren Vater neu belebt.

In dieses Gradnetz wurde die genaueste Geschichte eingetragen. In keiner früheren konnte ähnlich scharf, worum es Giraudoux zu tun ist, sich entfalten. Selbst hier benimmt der Zauber der unglaublich leichten Hand, die das Geschehen wie einen Faltenwurf zurechtrückt, dem Leser beinahe den Begriff von dieser Kunst und Form. Sie ist — mit einem Worte es zu sagen — die schönste Aktualisierung der Kreuzworträtsel. (Mithin: ganz eigentlich in ein Schema eingeschrieben.) Wenn dort Worte sich in den Buchstaben schneiden, so stehen hier Bilder, welche unter sich im Ding, im Namen, im Begriff sich

überqueren. Ein Rätsel, dessen gelöstes Bild die wildesten Züge des politischen und erotischen Kampfes in seinen atemraubenden Kreuzungen gibt. Ausschnitte dieser Kreuzwortmetaphorik: das Parlament ist Riesenschreibmaschine, an deren Klaviatur der Präsident sitzt; so leicht wie eine Urne trägt sich das Dossier mit einem Todesurteil; ein Baum ist Grabmal und zugleich trigonometrisches Signal. „Le Puzzle du paradis perdu par l'homme" stellt in solchen Bruchstücken sich wieder her.

Auf solche Weise öffnet man in Frankreich die Archive. Zerlegbar ist das Personal selber, und der politische Mensch tut sich auf wie ein Safe. Eine Frauenhand greift hinein und langt einen Packen mit Liebesbriefen heraus. Man wird in Moskau dieses Buch verschlingen.

PENKLUB, DEUTSCHE AKADEMIE DER DICHTUNG UND ANDERES NEUZEITIG GEISTIGES DEUTSCH-BERLINISCHES UNTERFANGEN

Von

CARL STERNHEIM

Neunzehnhundertneunzehn las man in meinem Buch „Berlin oder juste milieu", das jetzt die Pariser ergötzt: „In der Kindheit hatte ich den Eindruck, die katholische Kirche sei die unbeugsamste menschliche Einrichtung. Später meinte ich, eher stürbe trotz Macaulay die katholische Kirche als das Auswärtige Amt in Berlin und seine Methoden aus. Heute weiß ich, beides ist Spreu im Wind vor Phrasen und Gepflogenheiten des Berliner Juste milieu, das bis zum Jüngsten Tag Nachrichten in seiner Presse starten wird, wie: *Fulda und Sudermann seien als Vertreter deutscher Dichtkunst* vom Reichspräsidenten, ihm der deutschen Geistesarbeiter Not vorzustellen, empfangen worden, und der habe allen Ernstes, sich der darbenden *Kulturträger* anzunehmen, versprochen."

Neunzehnhundertsechsundzwanzig steht in dem von Paul Zsolnay reizend aufgemachten Schriftchen „Lutetia" Berichte über europäische Politik, Kunst und Volksleben von mir:

„Berlin ist heute geistige Wüste, in der die Bewohner nicht einmal mehr Durst nach intellektueller Labung haben, doch seit Jahren emsig besorgt blieben, den letzten sprossenden grünen Halm eines ursprünglichen Gedankens durch die Lauge ihrer zynischen Denkkraft zu ersticken. Im Bösen nicht schüchtern." Während im In- und Ausland diese lapidaren Wahrheiten gerade allseitigen brausenden Jubel wecken, entstand durch das gleichzeitige schrille Wutgeheul der mit Recht geprügelten drei größten liberalen Zeitungen Deutschlands und ihrer verwilderten Berichterstatter, unter denen sich ein rassiger semitischer veritabler „Panther" am ungestümsten gebärdete, in der sonst geistig versumpften Hauptstadt Deutschlands durch meinen Anstoß so muntere Bewegung, daß man einen Augenblick, ein neues intellektuelles Zeitalter sei in Spreeathen angebrochen, glauben konnte.

Leider schossen, einmal angekurbelt, die offiziellen Kreise, denen in Berlin die Verwaltung der noch vorhandenen Geisteskräfte von Amts wegen anvertraut ist, bei diesem Anlaß in lebfrischem Elan so tollkühn in die von ihnen nicht gekannte und nicht beherrschte Atmosphäre vor, daß der seiner kontrollierenden Vernunft noch nicht ganz beraubte Deutsche, das überraschte Ausland, durch das von offiziellen Führern deutscher Intelligenz wieder Angerichtete starrsteht, der auf der Hut befindliche Herausgeber dieser Zeitschrift mich händeringend bittet, Aufschluß und meinen Standpunkt zu den nicht mehr zu bezweifelnden erstaunlichen Tatsachen eines in Berlin angezettelten „Penklubs", einer „deutschen Akademie der Dichtkunst" hier zu geben.

Jean Cocteau

Schon als mich vor zwei Jahren der Penklub in Paris — diese Klubs werden heute in jeder größeren Stadt von dem Engländer Galsworthy zu seiner persönlichen Bequemlichkeit auf Reisen gegründet — zu einem mir gegebenen Abendbrot einlud, konnte ich behutsam von Zürich aus meine schon erfolgte Abreise aus Paris dorthin telegraphisch melden und der mir zugedachten Ehre entgehen, weil ich seit einem Abendessen in Walter Rathenaus Brandenburger Renaissancehaus im Grunewald weiß, nichts verbürgt so krasse Gesellschaftskatastrophe, denkbar größte Langeweile, die durch markige Ansprachen, feurige Weine nicht gemildert werden kann, wie das auch nur flüchtige Zusammentreffen zahlreicher Geistesheroen.

Also war leicht vorauszusehen: was Zusammenkünfte Gides, Duhamels, Hamps, Giraudoux', Rollands, Claudels, Mauriacs, Maurois, Montherlands, Cocteaus, Blochs, Bloys, Delteils, Jammes, Crevels, Girards, Jaloux', Bérauds, Coquiots, Ghéons, der Tharauds, auch als sie später Heinrich Mann u. a. glänzende Gastmähler gaben, in Paris an Völkerverbrüderung nicht fertigbrachten, konnte auch in Berlin unter günstigsten Umständen nicht ausgerichtet werden. Trotzdem war sogar die geistig bis zur Bewußtlosigkeit anspruchslose deutsche Kapitale jetzt mit Recht verzweifelt angeödet, als sie die lebenstreue drollige Photographie der gesamten Teilnehmer der ersten Berliner Penklub-Versammlung in Heft 11 der Zeitschrift „Das Theater" abgebildet sah, auf der sich an für den deutschen Parnaß üppig angerichteten sechs Festtischen nur der hurtige Fulda, alerte Angermayer von deutschen Autoren fanden, während die restlichen hundertvierundvierzig Ehrenplätze vom Kultusminister Dr. Becker, Oberbürgermeister Böß, Maschineningenieur Schnaas, den Herren Heuß, Jeßner, Richter, Rickelt, Borberg, Blunk, Müller-Jabusch, Scheffauer, Hippel, Haeckel, Meisel, Pietro, Britton,

Eberius, Schrader und Frau Theodor Wolff u. a. besetzt waren, prominenten Persönlichkeiten, die man aber eher als Teilnehmer an einem Kongreß deutscher Woll- oder Schaumweinhändler zu sehen vermutet hätte.

Zum erstenmal finde ich darum der jungen deutschen Dichter wütenden Protest wegen der an ihnen begangenen Rücksichtslosigkeit ihrer Nichteinladung zu solchem Schmaus begreiflich, denn ist das Geld einmal da, Champagner aufgefahren, ist, den gutmütig zutraulichen Nachwuchs deutscher Dichtung mittrinken zu lassen, der Verantwortlichen Pflicht.

Nicht aber verstehe ich, wie die — neben Galsworthy natürlich — anscheinend beiden einzigen ausländischen Gäste, Jules Romains und Fabricius, die Herren Blunk, Bosberg, Müller-Jabusch für Stefan George, Rainer Maria Rilke und Gottfried Benn, die sie doch erwartet haben mußten, nehmen konnten. Doch war auch das bei dem vollendet angerichteten Chaos möglich.

*

Nicht viel anders liegt es wohl mit der gänzlichen Verwilderung hinsichtlich deutscher Dichterakademie, nur daß man hier sagen darf, die Entgleisung begann notwendig schon vor dem Festessen, das nicht stattfand, als nämlich die Beauftragten Herrn Gerhart Hauptmann, der, weil er deutscher Dichtkunst seit Jahren fernsteht, nichts von ihr verstand, erst fragen mußten, wen er überhaupt als Repräsentanten für die Sessel der Akademie in Betracht kommend empfehlen könnte; auf welche Frage dem außer ihm selbst, nur der jeweils an den Peripherien parate Fulda, der knorrige Mann der Buddenbrooks, Lübecker Professor, der störrige Holz und der, laut Zürcher Zeitung, bis zum heutigen Tag verkannte Stehr, eine, man darf wohl sagen, dürftige Korona einfiel.

Die auch sämtlich mit so starkem Erfolg ernannt wurden, daß Fulda in repräsentativer Zeitung, er hoffte von der neuen Stelle aus der literarischen Jugend durch Hebung ihrer Lebensbedingungen den Weg zu ebnen, erklären konnte, Thomas Mann an gleicher Stelle rund verlautete, eine akademische Einrichtung dieser Art könnte immerhin beitragen, den „Einfluß des Geistigen" in Deutschland zu erhöhen, und er nähme, den Staat nicht vor den Kopf zu stoßen, obwohl er kein Mensch der Organisation und des Amtlichen sei, die Stelle an.

Nur Gerhart Hauptmann selbst, der um alle Vorbereitungen gewußt, und dem man endlich den Ehren- und Seniorsessel der neugegründeten Akademie auf allgemeines Verlangen zugeschoben hatte, stieß ihn zu aller Beteiligten Entsetzen brüsk zurück, hatte, dem Hirschberger Vertreter des schon erwähnten repräsentativen liberalen Organs zu erklären, die Freundlichkeit, er könnte es mit Annahme oder Ablehnung solcher Ehrung, wie er es wollte, halten. Nehme dabei lediglich das Recht für sich in Anspruch, das jedem Kleinbürger, dem man ein Stadtverordnetenmandat anbietet, zusteht. Wobei von dem Reporter nicht gesagt wird, ob Hauptmann den Nachdruck auf Stadtverordneter oder Kleinbürger legte.

Ich aber gebe bei dieser Sache Gerhart Hauptmann zum ersten Male in meinem Leben recht: auch ich würde mich unter keinen Umständen weder von Exzellenz Becker noch dem Oberbürgermeister Böß in die offizielle und beamtete deutsche Geistigkeit verwickeln lassen. Auch ich sage unverblümt: eher werde ich Stadtverordneter als Dichterakademiker in Berlin!

DAS AUSLAND: FRANKREICH

Die Fremdeninvasion, unter der wir gegenwärtig infolge der „Saison de Paris" und des Frankensturzes zu leiden haben, ist für Berichterstatter und Karikaturisten ein unerschöpfliches Thema. Es ist wahr, der Anblick der von Amerikanern überfließenden Autobusse und dieser zum Sturm auf den Louvre und den Arc de Triomphe losgelassenen Karawanen, dieses köstlichen Gemischs von Rassen und Sprachen, die auf unseren großen Boulevards durcheinanderquirlen, ist schon recht komisch, was Edmond Jaloux kürzlich veranlaßte, folgendes zu schreiben:

„Auf dem Platz du Palais-Royal, meistens zwischen den Arkaden vor den kleinen Tischen des Café Rohan, treibt sich ein eigenartiger Blinder herum; er verkauft Postkarten, Untergrund-Fahrpläne und andere geographische Souvenirs, aber vor seiner Brust hängt ein Schildchen, worauf zu lesen ist: Blind geboren, spreche Englisch und Französisch. Spricht Französisch in Paris! Etwas, was wirklich selten genug geworden ist, um besonders angekündigt zu werden."

Im Vergleich zu dem zentralen Stadtteil von Paris erscheint Montparnasse vollkommen französisch, und zwar wahrscheinlich, weil der Sommer die schwedischen, spanischen, amerikanischen, russischen, deutschen und polnischen Maler, die in der Regel das Quartier bevölkern, in die Flucht nach den südlichen Strandbädern gejagt hat. Und bald werden die Cafés von Cassis, Saint-Trepez und Toulon Filialen des Café du Dôme und der Rotonde scheinen, und auf dem Boulevard Montparnasse werden nur noch Eingeborene übrigbleiben, die sonst in der kosmopolitischen Menge untergegangen sind.

Diese Saison de Paris, die so viele Gäste anzieht, ist übrigens recht mittelmäßig. Ihre beiden Hauptattraktionen: das Russische Ballett und Ida Rubinstein sind entschieden vollkommen ausgeschöpft, und Adrien La Rochelle gab nach einer Vorstellung des Russischen Balletts den allgemeinen Eindruck richtig wieder, indem er sagte: „Das ist aus."

Ida Rubinstein hat in der Oper einen Orpheus gespielt, der keinen Menschen entzückt hat. Diaghilew war dieses Jahr ins Théâtre Sarah Bernhardt gekommen, und während eines ganzen Monats wechselte das Russische Ballett ab mit „Mon livre chez les riches", und die Abonnenten des Theaters, die sich versprochen hatten, den Pfarrer von Clément Vautel zu sehen, und gezwungen wurden, die Musik von Strawinsky und Ausstattungen von Picasso zu sehen, waren höchst verzweifelt. Das Russische Ballett hatte übrigens trotz seiner Mittelmäßigkeit großen Erfolg, den es wahrscheinlich dem Umstand verdankt, daß der Eintrittspreis auf 100 Frcs. erhöht war.

Diaghilew, der sich der Schwäche seiner Tänzer und seiner neuen Balletts bewußt war, hatte gehofft, uns durch die Bühnenbilder von Miro und Max Ernst, Derain, Pruna und Utrillo zu packen, aber nur die Ausstattung des letzteren war irgendwie interessant: Am Abend der Premiere von Baraban bot die Ankunft Utrillos mit seiner Familie, Suzanne Valadon, André Utter

und Berthe Weill, ein malerisches Bild. In der Pause suchte Utter überall nach Diaghilew: „Ich möchte ihm gern Utrillo zeigen, den er noch nie gesehen hat", sagte er. In Wirklichkeit hatte sich Utrillo damit begnügt, ein Aquarell zu geben, das man zu den Dimensionen eines Bühnenbildes vergrößert hatte. Aber der Direktor des Russischen Balletts hatte insbesondere damit gerechnet, daß die Bühnenbilder von Jean Miro und Max Ernst seinem Gastspiel Reiz verleihen sollten, und er hatte sich nicht verrechnet. Aber trotzdem waren es nicht die Gegner der Surrealisten, sondern die Surrealisten selbst, die empört waren, daß ihre Maler mit einem „Krämer" paktiert hatten, und die dann auch sein Ballett ausgepfiffen haben. Auf diese Weise bereitete das empörte Publikum „Romeo und Julia" einen Erfolg, den es auf andere Weise nie gehabt hätte.

Die ihren Gewohnheiten treuen *Surrealisten* haben übrigens in diesen Tagen viel von sich reden gemacht. Einige Tage nach dem Skandal des Russischen Balletts stellte Louis Aragon in Begleitung von einem Dutzend seiner Freunde Maurice Martin du Gard vor der Redaktion der „Nouvelles Littéraires", von dem er sich durch einen Artikel beleidigt fühlte. Der Direktor der „Nouvelles Littéraires" flüchtete in sein Büro, die Angreifer folgten ihm und begannen, Türen und Möbel zu demolieren, warfen Lampen und Telephonapparate zum Fenster hinaus, dies alles zum größten Gaudium der Zeitungsausträger auf der Rue du Croissant. Jacques Guenne schloß die Surrealisten in seinem Büro ein und holte die Polizei, die Louis Aragon, André Breton, Philippe Soupault und Benjamin Péret abführte. Die Geschichte endigte auf dem Gericht, aber Aragon soll auf die Beschuldigung des Hausfriedensbruchs, der Körperverletzung und Beleidigung mit der Anstrengung eines Prozesses wegen Verleumdung gegen Maurice Martin du Gard geantwortet haben, dem er vorwirft, nachstehendes geschrieben zu haben: „Louis Aragon war von einer Madrider Gesellschaft eingeladen, zu den Studenten zu sprechen. Schon am Bahnhof wollte er, seiner Gewohnheit entsprechend, anfangen, Skandal zu machen. Mehr als einer der jungen Intellektuellen suchte, mitgerissen, ihn zu überbieten, und als unser Surrealist sich rühmte, schon mehrmals wegen Delikte festgenommen zu sein, die aus einer Gefühlsausschweifung geboren waren, wenn man so sagen kann, wurde ihm bedeutet, daß, wenn er diesen sonderbaren Geschmack nicht in seiner eigenen Familie kennengelernt und entwickelt hätte, er in Spanien nichts mehr lernen könne."

Dieses Ereignis erheiterte die Pariser Chronik ebensosehr wie die Eheschließung der *Cécile Sorel*. Man weiß, daß Madame Sorel ihre Berühmtheit nicht durchaus ihrem schauspielerischen Talent verdankt, und daß sie nicht nur an der Comédie Française seit 30 Jahren Célémêne spielt. Die Ankündigung ihrer Heirat mit dem Erben einer der ältesten französischen Familien, dem Marquis de Ségur, rief um so größeres Erstaunen hervor, als man die Sache geheimgehalten und die Vorsicht gebraucht hatte, die Hochzeit in der Nähe von Marseille zu feiern. Man hofft, daß Cécile Sorel das Theater verlassen wird.

Sol.

Photo Riebicke

Regatta vor Pillau

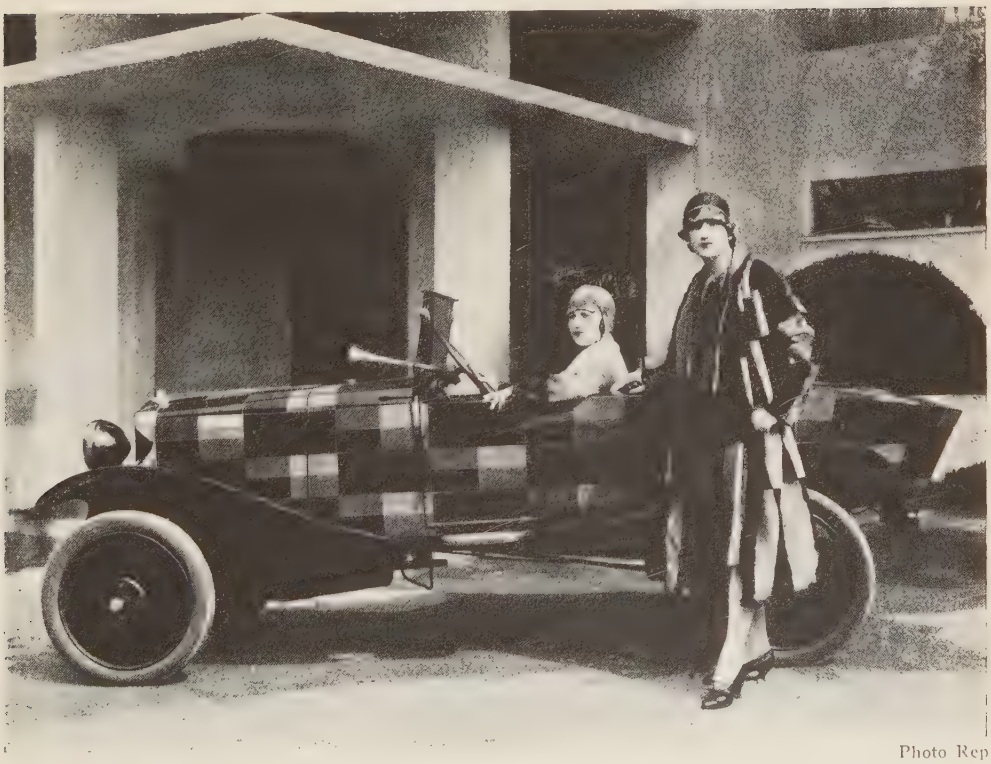


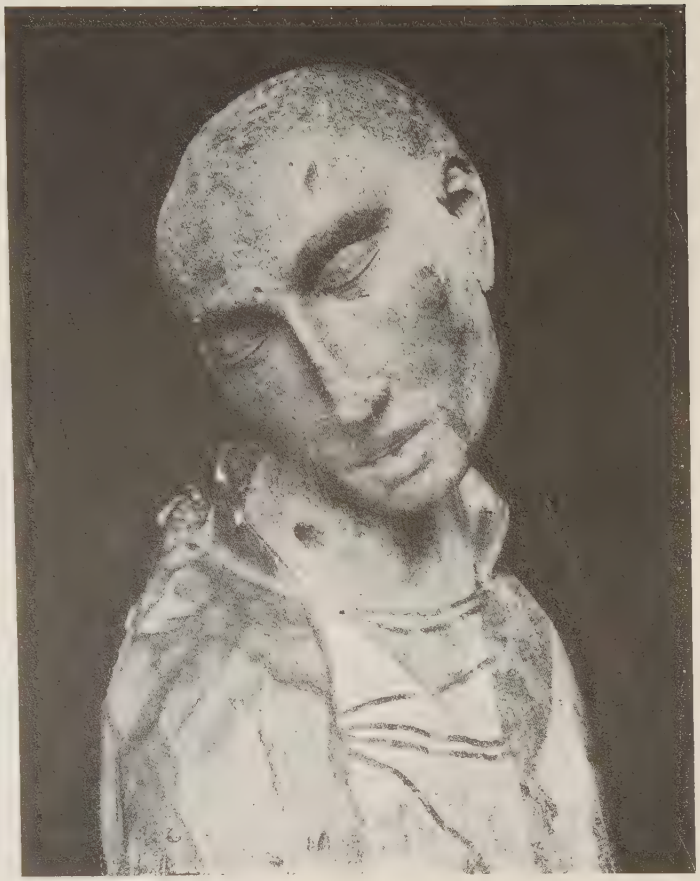
Photo Rep

Caplan-Auto, bemalt nach Entwurf von Mme. Sonja Delauncy

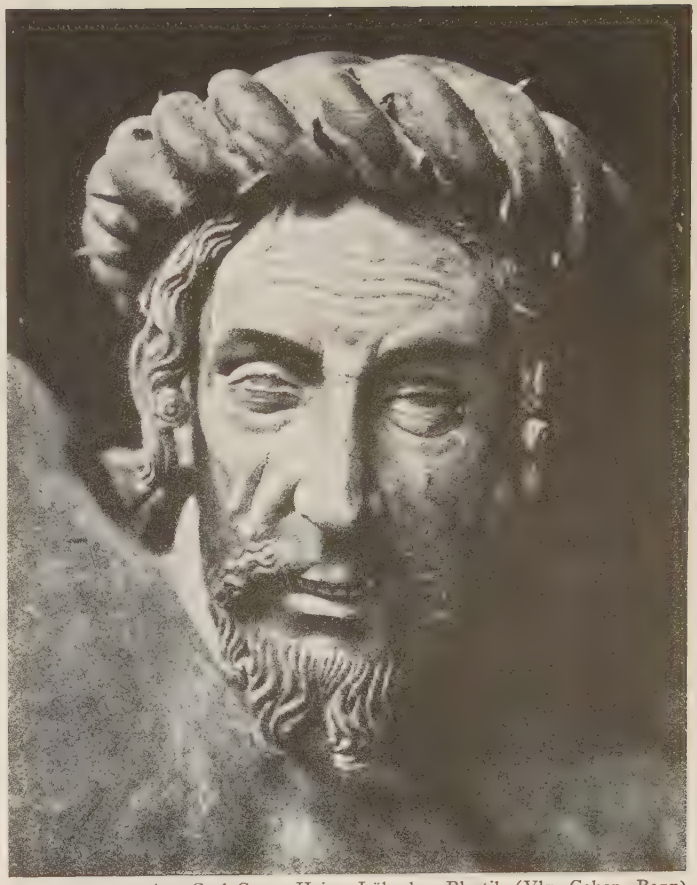
Teilstück der Madonna in Vadstena

Aus Carl Georg Heise, Lübecker Plastik (Vig. Cohen, Bonn)

Claus Berg, Teilstück vom Allerheiligen-Altar. Odense, St. Knudskirche



Totenkopf von der St.-Jürgen-Gruppe. Stockholm, Hauptkirche



Aus Carl Georg Heise, Lübecker Plastik (Vlg. Cohen, Bonn)

Kopf des Kruzifixus in Vadstena

Gemälde von Edouard Manet in der Hamburger Kunsthalle

Aus dem Renoir-Film (Catharina Heßling und Werner Krauß)

BÜCHER-QUERSCHNITT

ŽELÍZKO, Felsgravierungen der Südafrikanischen Buschmänner. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Auf Grund der vom 1902 verstorbenen Afrikaforscher Emil Holub von seinen Reisen zwischen 1872 und 1887 mitgebrachten Originalen und Kopien hat Želízko einen einzigartigen Atlas zusammengestellt. Für das Studium des Stils sind die Umrißkopien durch ihre Klarheit fast günstiger als die Abbildungen der zum Teil stark verwitterten Originale. Die Aehnlichkeit dieser Bilder mit den Tiergestalten in den Höhlen von Alt-Amira und in Süd-Frankreich ist besonders auffallend, wenn auch die Zeichnung hier erheblich gehemmter und gezwungener erscheint. *A. B.*

MAURICE DÉKOBRA, La Madone des Sleepings. Librairie Baudinière, Paris.

Was soll man heute lesen? Literarisches ist fast außer Kurs, Detektivgeschichten verflossene Romantik, es bleibt die Kolportage, die den Rekord hält, zumal, wenn sie Wirklichkeit ist. Was nicht schwer fallen sollte, denn der größte Teil und nicht der schlechteste Teil des Lebens ist Kolportage. Man muß nur das Organ dafür haben, muß die Dinge wirklich kennen, statt sie nach Literatenmanier zu ersehnen, muß sie, empfehlenswertes Rezept, leicht sublimieren und das hineinmischen, wovon zwar alle sprechen, was aber niemand aus eigener Erfahrung kennt.

Dieser Roman ist ungewöhnlich geschickt komponiert: Hintergrund: Sowjetrußland, als Gegensatz, durchaus verwendbar: die prinzipien- und voraussetzungslose englische Aristokratie, dazu einen Schuß Berliner Nachtleben, Fabel: das intime Leben eines Sowjetbotschafters in Berlin, seine Liebe zu einer englischen Aristokratin, die ihn am Bändel hat, und die furchtbare Rache der Sowjetgeliebten, die indes durch das Schicksal paralysiert wird. Es ist alles drin, die ganze Scala des Kitsches, den wir so notwendig zu unserer geistigen Erholung brauchen, eine Jagd durch Europa, die durch die Gefängnisse der Tscheka führt, die abgelöst werden durch amerikanische Yachten, durch Riviera und alte feuchte, einsame englische Parks. Es kommen Gewitter vor, parallel den furchtbarsten menschlichen Entspannungen, aber man ist nie versucht, dem Autor den Vorwurf zu machen, daß er es zu doll treibt, aus dem einfachen Grunde, weil sein Talent alles Gewagte leicht überwindet. Außerdem ist er ein geschmackvoller und ein gebildeter Mensch.

Literaten, wenn man sie nach Näherem über diesen Autor fragt, lehnen es ab, ihn zu kennen. Er sei ihnen dringend empfohlen. *H. v. W*

GERHARD MENZ, Der deutsche Buchhandel. Flamberg Verlag, Gotha.

Im vierten Band der von Kurt Wiedenfeld herausgegebenen Sammlung „Die deutsche Wirtschaft und ihre Führer" schildert Menz den deutschen Buchhandel. Am wertvollsten sind seine knappen Wertungen der führenden Personen in früheren Jahrhunderten. *A. B.*

HELENE RICHTER, Josef Lewinsky, Fünfzig Jahre Wiener Kunst und Kultur. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien, Leipzig, New York.

Bis auf die schlecht reproduzierten Bilder mag dieses Buch, das theatergeschichtlich sicher von erheblicher Bedeutung ist, für Burgtheaterenthusiasten ein vorzügliches Erinnerungswerk sein. *A. B.*

F. SCOTT FITZGERALD, The Great Gatsby. Charles Scribner's Sons, New York.

Herr Galsworthy langweilt uns mit den minutiösesten Schilderungen eines besseren englischen Mittelstandes. Wir werden in die Details einer kaum noch existierenden, jedenfalls aber Jahrzehnte alten, staubbedeckten middle class familie eingeführt. Ein Roman wie Babbitt behandelt zwar erheblich frischeren Stoff, ermüdet aber ungemein durch seine epische Breite. Fitzgerald schildert ein amerikanisches Exemplar, das zwar ausgefallen ist, aber noch genug spezifisch amerikanisches Wesen besitzt, um durch dieses specimen einen tiefen Einblick in dieses Wesen zu tun. Monumentale Langeweile der großen amerikanischen Gesellschaft, die nicht das erträgt, was sie hat, nicht den Ort, an dem sie sich gerade befindet, von New York nach Coney-Island rast und umgekehrt, wenn ihr die See auf die Nerven geht, ohne daß Tageszeiten eine Rolle spielen, das Durcheinander dieser materiellen Kultur, das Belästigende ihrer Bequemlichkeit, die Banalität ihrer immer versteckten Sinnlichkeit und vor allem ihre grandiose Sentimentalität, die sich nicht geniert und stramm logisch zu allen Konsequenzen, bis zum Selbstmord treibt, die spezifisch amerikanische Mischung reflektionsloser Naivität mit bezauberndem Raffinement — dieses alles erlebt man —, und zwar mittels eines sehr gewählten, neuen amerikanischen Englisch, an dem man die Selbständigkeit der amerikanischen Sprache erkennt. *H. v. W.*

A LADY OF QUALITY, Serena Blandish or The Difficulty of Getting Married. William Heinemann Ltd., London.

Diese Geschichte eines sehr schönen, aber minder geborenen, völlig voraussetzungslosen Mädchens, hat die Vorteile und die Nachteile ihres weiblichen Autors. Sie überrascht durch Zartheit und Sensibilität, langweilt indessen im Verlauf, wenn man sie nicht sehr schnell liest, durch einen Mangel an Gestaltungskraft und durch eine Ueberschätzung des Aesthetischen. Die junge Dame will auf alle Fälle heiraten, sie sitzt herum am Fenster in einer unmöglichen Gegend und wird von einer brasilianischen Gräfin aufgelesen, die ihr ihr Haus zur Verfügung stellt, aber sie im übrigen ziemlich kalt als Objekt studiert. Ihr Butler übertrifft sie an Erfahrung, Energie und Kälte. Sein Urteil steht fest, als Serena die Unmöglichkeit begeht, bei der fabelhaftesten Partie Londons, Lord Ivor Cream, der sie zum Lunch eingeladen hat, zum Tee zu bleiben. Sie heiratet, aber nicht den Lord, sondern etwas nach Geburt Unmögliches. Ein ausgezeichneter Beitrag zur Psychologie des jungen Mädchens, nicht der Garçonne und ähnlich verfehlten pornographischen Stumpfsinns, sondern exquisiterer Ware. Das Buch leidet stellenweise unter leichtem Hang zu Symbolismus, den schriftstellernde Damen der Gesellschaft nicht entbehren zu können glauben, ist aber im ganzen von einer speziell englischen Kultiviertheit, an der viele Jahrhunderte insularer Abgeschiedenheit beteiligt sind. *H. v. W.*

GUTENBERG-FESTSCHRIFT. Zur Feier des 25jährigen Bestehens des Gutenbergvereins in Mainz. Herausgegeben von A. Ruppel. Verlag der Gutenberggesellschaft in Mainz.

Ein imposanter Band mit fast 80 Aufsätzen über die Frühdruckzeit, über den Buchdruck der vier Jahrhunderte von 1500 bis 1900 und die heutige Buch- und Druckkunst, in allen Kultursprachen und so Zeugnis der neuen internationalen Solidarität. Inhalt, Druck, Papier, Einband, jedes für sich und alles in Einem: Ein Meisterwerk der Gutenberggesellschaft und ein Standardwerk jeder Bibliothek.

A. B.

JOHANN R. BECHER, $(CHC_1=CH)_3As$. — (Levisite) oder der einzig gerechte Krieg. Agis-Verlag, Wien-Berlin.
Bertha v. Suttner unverkitscht wiedergeboren in einem bis zur Hysterie erregten Pazifisten, der ein Dichter ist, wenn er auch nur ein Politiker sein will. Um in diesem Willen aktuelle Hochverratsabsicht zu sehen, muß einer schon instinktlos sein wie ein Beamter der Staatsanwaltschaft. *A. B.*

ANNETTE KOLB, Spitzbögen. Mit elf Zeichnungen von Rudolf Großmann. S. Fischer Verlag. 1925.
Die Zeichnungen sind zu wenig subtil für dieses Zwischen-der-Zeilen-schreiben-Können. Annette Kolb gibt ihr Fingerspitzengefühl die Fähigkeit, zu sagen, was andere nicht einmal erleiden, geschweige denn schreiben können. *A. B.*

WALTER HENTSCHEL, Sächsische Plastik um 1500. Wilhelm Limpert Verlag, Dresden.
Der erste Band der geplanten Serie „Alte Kunst in Sachsen", herausgegeben vom sächsischen Landesamt für Denkmalspflege, bringt nach einer gelehrten Einleitung in guten Bildern viel unbekanntes, wertvolles Material. Diese Einzeldarstellungen zur sächsischen Kunstgeschichte werden von grundlegender Bedeutung sein. *A. B.*

HERMANN BRÄUNING, OKTAVIO. Silhouetten aus der Wertherzeit. C. L. Wittichsche Hofbuchdruckerei. Darmstadt 1926.
Aus dem Nachlaß von Johann Heinrich Voß und dem Silhouettenbuch von Carl Schubert sind hier 60 Silhouetten so verblüffend gut reproduziert, daß man meinen sollte, es handele sich um gut aufgeklebte Originale. Der Anhang berichtigt viele Daten des bekannten, 1908 veröffentlichten Werkes aus Merks Nachlaß „Silhouetten aus der Goethezeit". *A. B.*

FRANCIS JAMMES, Der Baskische Himmel.
FRANCIS JAMMES, Marie. Beides bei Jakob Hegner in Hellerau, 1926.
Die schwingende Ruhe in den Dichtungen von Jammes beglückt immer wieder. Vor allem aber entzückt das Gefühl, Bücher in den Händen zu haben wie diese: federleicht, untadelig gedruckt, tadellos gebunden, Meisterwerke Hegners. *A. B.*

ALFRED ROBITSEK, Der Kotillon. Ein Beitrag zur Sexualsymbolik. Internationaler psychoanalytischer Verlag, Leipzig, Wien, Zürich.
Diese Arbeit verdient als eklatantes Beispiel für den Satz „Der Mensch sexualisiert die Welt" eine allgemeinere Beachtung als sonst der Aufsatz einer Fachzeitschrift, selbst wie sonst die Artikel der „Imago". Diese 40 Seiten sind wegen ihrer selbständigen Art, die vom Jargon der Freudschüler fast unberührt ist, zu beachten. *A. B.*

AREND BUCHHOLTZ, Ernst von Bergmann. 4. Auflage. Verlag F. C. W. Vogel, Leipzig.
Die über 600 Seiten lange Biographie ist auch für den Nichtmediziner von großem kulturgeschichtlichen Interesse. *A. B.*

MAX WIESER, Der sentimentale Mensch. Verlag Friedr. Andr. Perthes A. G. Gotha-Stuttgart.
Eine Typologie des sentimentalen Menschen aus der Welt holländischer und deutscher Mystiker im 18. Jahrhundert, von den Subjekten verfolgt bis zur Sentimentalisierung der Massen und bis zur Entsentimentalisierung der Führerschicht. Eine hervorragende und spannende psychologische Arbeit an einem kaum bearbeiteten Material. *A. B.*

WILHELM HEINSE, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Carl Schüddekopf, Insel-Verlag, Leipzig. 1913.

Es ist ein großes Verdienst des Insel-Verlags, hoffentlich nicht nur von ideeller Bedeutung, einen der größten deutschen Dichter durch eine Gesamtausgabe geehrt zu haben. Wenn er nichts weiter getan hätte, als den Enkolp zu übersetzen und uns dadurch einen der wenigen Stoffe des täglichen Lebens geliefert zu haben, die die Berühmtheiten von damals übergingen, aus dem einfachen Grunde, weil ihr Talent nicht ausreichte zu dieser Schilderung der saftigsten Wirklichkeit, sondern weil es nur zu dünnen und theoretischen Sittenschilderungen langte, — wenn er nur dies geleistet hätte, wäre es ein Zeugnis seiner seltenen Bedeutung gewesen. Denn er hatte das Wesen dieses einzigartigen Bruchstücks erkannt, aus dem einfachen Grunde, weil er unendlich lebendiger war als seine in der Tradition befangene Zeit. Er übersetzte es in eine leichte, klassische Sprache, er ist einer der großen Sprachschöpfer Deutschlands, diese Tatsache wird nur immer verdunkelt durch das Fehlen gewisser anderer dichterischer Eigenschaften und durch die Begabungen anderer Zeitgenossen, die sehr viel prächtiger waren. Heinse war zweifellos ein ausgesprochen erfinderisches Talent, er war stark kritisch eingestellt. Losgelöst ist er eigentlich nur im „Ardinghello". Unsere Dichter sind — oft ohne unser Wissen — aus dem Sekretär- oder Hauslehrerstande hervorgegangen, was insofern, wie auch bei Heinse, nicht belanglos ist, als dies nicht nur der äußere Ausdruck ihrer Betätigung ist. Sie kommen mehr oder weniger von der Philologie her (und verbundenen Disziplin wie Kunstgeschichte usw.), jedenfalls nicht aus praktischen bzw. freien Berufen. Liebe zur Kunst, theoretische Sehnsüchte sind oft die Folge. Bei Heinse stören diese ersten Elemente seine geistige Erziehung kaum, er hat ein höchst erfreuliches Gegengewicht in seiner ausgesprochen starken Erotik, die ihm so vorbildliche Leute wie Wieland und Herder erheblich übelnahmen.

In dieser Zeit der Auswahlschriften und gesammelten Werke eine besondere Wohltat. Man kann aus diesen Bänden alles Mögliche herausfischen, was die Wunderlichkeit der Zeit bestens illustriert und lernt unsere völkische Eigenart besser verstehen. Besonders aufschlußreich sind die Briefe, z. B. die an Vater Gleim, diese mythische Halberstädter Persönlichkeit. Neben dem typisch Deutschen der damaligen Zeit finden wir durch alle seine Schriften zwei überaus betonte Eigenschaften: sein Weltbürgertum (trotz seiner Herkunft aus Schwarzburg-Sondershausen) und seine Grazie, und zwar die fast antiquisierende Grazie (und Festigkeit) seines Stiles, der seiner leichten, aber deshalb nicht weniger intensiven Auffassung der Dinge entspricht. *H. v. W.*

ARTHUR FEILER, Amerika—Europa. Erfahrungen einer Reise. Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M.

Keine der heute so beliebten Entdeckungen eines fremden Weltteils, sondern eine sachlich ruhige und vor allem brauchbar anschauliche Beschreibung ohne viel Geschrei, aber mit viel Verstand. *A. B.*

FRANZ ROH, Nach-Expressionismus. Magischer Realismus. Probleme der neuesten europäischen Malerei. Verlag Klinckhardt & Biermann, Leipzig 1925.

Dies ist wohl der erste beachtliche Versuch, die nachexpressionistische Malerei als Totalität zu umschreiben. Roh ist klug genug, das Nacheinander und Nebeneinander des Impressionismus, Expressionismus und der neuesten Malerei als Möglichkeiten nach der jeweiligen Erscheinungsform zu schätzen; er ist fähig, das Heute schon geschichtskritisch zu sehen, ohne das Gestern schlecht zu machen.

A. B.

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny.*

Das letzte große Ereignis des Kunstmarktes war die Versteigerung der *Sammlung Dutasta* in Paris, die mit großem Erfolg in der Galerie Georges Petit stattfand. Der auf dieser Auktion erzielte Umsatz ist so groß, daß er die überragende Bedeutung des Pariser Kunstmarktes für die ganze Welt von neuem erweist, vor allem, wenn man bedenkt, daß die täglich stattfindenden kleineren Auktionen bei Summierung ihrer Ergebnisse auch erhebliche Summen ergeben. Die schönsten Stücke der Sammlung Dutasta sind ein Pastell von Maurice Quentin de Latour, das Porträt der Madame Rouillé de l'Estang, das für eine Million Francs verkauft wurde. Dieses Bild, eines der besten Werke des Meisters, brachte bei der Versteigerung der Sammlung der Marquise du Plessi-Bellière im Jahre 1897 nur 31 550 Francs, als es im Jahre 1919 wieder in den Handel kam: 365 000 Francs. Fragonards „Sacrifice à la rose" brachte im Jahre 1882 bei der Versteigerung der Sammlung des Barons Denon 3050 Francs und wurde jetzt für 200 000 Francs an Mme. Lesieur verkauft. Von Latours Pastellen kostete das Kinderbildnis des Comte Nogeant 601 000 Francs, und das Kinderbildnis d'Hérault de Séchelle 435 000 Francs. — Von den Farbstichen, die sich in der Sammlung Dutasta befanden, ist vor allem ein herrlicher avant-la-lettre-Druck des zweiten Zustandes von Débucourts „Les deux baisers" zu nennen Dies Werk brachte 510 000 Francs. Für das gleiche Blatt zahlte, allerdings vor 60 Jahren, ein heute berühmter Pariser Sammler 52 Francs und 50 Centimes, er sollte damals wegen dieser Verschwendung von seinem Vater entmündigt und enterbt werden. Débucourts „La rose et la main" wurde mit 190 000 Francs bezahlt. „Le menuet de la mariée" und „La nôce au château" mit je 110 000 Francs. — Von Skulpturen lohnt es sich zu erwähnen, daß Falconets Werk „Venus und Amor" mit 180 000 Francs bezahlt wurde. Der große Gobelin von Beauvais nach Boucher „Operateur" wurde auf 165 000 Francs getrieben. Andere Gobelins von Boucher kosteten, wie die „Entführung der Proserpina", 440 000 Francs, und weniger. Ein Damensekretär aus der Zeit Ludwigs XV., von dem Meister Lacroix signiert, wurde mit 585 000 Francs bezahlt, eine Kommode von demselben Meistertischler mit 355 000 Francs. Ein Paar Bronzeleuchter aus der Zeit Ludwigs XIV. stiegen auf 200 000 Francs.

Aus Die französischen Drucker- und Verlegerzeichen des 15. Jahrh. Verlag der Münchener Drucke

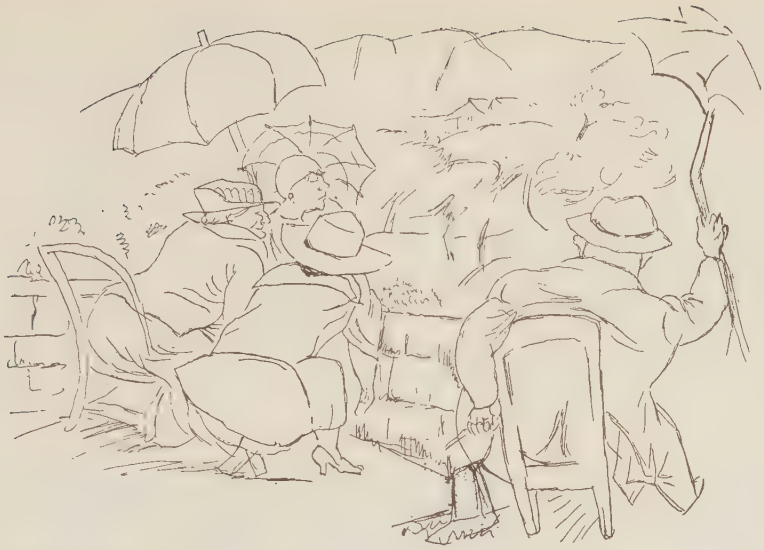
Diese Auktion zeigte wieder, daß der Instinkt des wirklich sicheren Sammlers über die rechnerische Intelligenz des Nicht-als-Geldmenschen in den Zeiten wirtschaftlicher Erschütterung triumphiert. Der listige Weg, den die Geschichte durch die Inflation geht, um die Idee zu rechtfertigen, offenbart sich in den einmal für ein Butterbrot gekauften großen Kunstwerken. Was für einen Wert würde heute die Sammlung von Richard Götz repräsentieren, wenn sie ihm nicht, der sie gegen den Widerstand seiner Angehörigen zusammengebracht hatte, durch den Krieg abhanden gekommen wäre. Vielleicht ist es weniger die Freude an einem ernsthaften Gewinn als die Rechtfertigung vor der tagtäglichen Dummheit des Dreinredners aus unser aller Umgang, was den Sammler heute veranlaßt, Auktionen seiner Sammlungen noch selbst zu erleben und der Sieg des homo oeconomicus auf einem höheren Niveau der Möglichkeit, Geld zu machen, zu erleben. —

Eine *Autographensammlung* von außergewöhnlichem Umfang wurde am 21. und 22. Mai *bei Karl Ernst Henrici* in Berlin versteigert. Sie stammt aus dem Besitz des Leipziger Pelzhändlers F. Besonders reich vertreten ist Heinrich Heine mit 42 Nummern, darunter zwei Testamentsentwürfe, einer in französischer und einer in deutscher Sprache. Unter den Manuskripten befinden sich eine große Menge von Gedichten und vor allem viele eigenhändige Aphorismen über das Judentum. Unter den Goethebriefen ist ein Brief an Knebel bemerkenswert, den *Goethe* im Jahre 1780 an Lavater, bei dem Knebel zu Besuch war, geschickt hat und der bisher nicht veröffentlicht worden ist. Das älteste Autogramm dieser Sammlung stammt von Luther, während das jüngste von Werfel ist. Luthers Brief ist mit 4500 M., der von Werfel mit 5 M. angesetzt, und Henrici hat Humor genug, seinen Auktionskatalog mit dem Titel *„Von Luther bis Werfel"* zu bezeichnen. Das interessanteste Stück dieser Auktion dürfte die *Brieftasche Schopenhauers* sein, mit dem dazugehörigen Notizbuch mit seinen eigenhändigen Eintragungen von seiner ersten italienischen Reise im Jahre 1818/19. Es finden sich auf diesem Blatt Eintragungen über Schnupftabak, über die Reiseroute; eine Vermögensaufstellung und Ausgaben werden gebucht, Gasthofsadressen folgen und vor allem auch einige weitere Adressen, von denen es im Jahrbuch der Schopenhauergesellschaft, wo über diese Notizen geschrieben wurde. philiströs genug heißt: „Wir begegnen einigen weiteren Adressen, deren Wiedergabe mir unangebracht erscheint." Es sind dies die Adressen von Kokotten und Bordellen, deren Anführung allein heute wohl kaum noch jemand zu einem Besuch auf einer Italienreise verführen dürfte, selbst wenn er noch so treu auf Schopenhauers Spuren wandeln wollte.

Auktions-Kalender.

1. und 2. Juli: *München* bei *Hugo Helbing*. Alte Bilder und Möbel, Gobelins, Teppiche, China-Plastik und Keramik.
10. Juli: *München* bei *Hugo Helbing*. Bilder und Handzeichnungen moderner Meister.
13. bis 16. Juli: *Amsterdam* bei *W. M. Mensing-Müller & Co.* Sammlung *Castiglioni*. 3. Teil. Bilder und Antiquitäten.
16. Oktober: *Berlin* bei *Hollstein & Puppel*. Chodowiecki-Sammlung.
19. u. 20. Oktober: *Berlin* bei *Hollstein & Puppel*. Kupferstiche aus dem 15. bis 18. Jahrhundert.

Aus Tacuinus, Schachtafeln der Gesundheit. Straßburg 1531. Mit Holzschnitten von Hans Weiditz



Rudolf Großmann

MARGINALIEN

Der Alte aus Lübeck. Ueber dem Lehrter Bahnhof liegt schon etwas wie Alsterstimmung. Wittenberge mit seinen Würstchen ist letzte wendische Station, was dann kommt, ist trotz slawischer Endung reinstes Arierland, wohltuend und anheimelnd nach Fremde und Gebraus. Büchen, wo man umsteigt, um immer tiefer in die arische Urheimat einzudringen, ist ein bemerkenswerter Knotenpunkt, hier weidet Vieh greifbar längs der Bahn, und Vieh ist in langen Güterzügen Passagier.

Aber Lübeck, weiter rechts, trug den Schild der Hanse, man denkt an stolze und doch etwas spießige Bürger, gegen die gehalten der Adel nebenan, oft frech, wenn auch sympathisch, des weiten Blicks über die See entbehrt. Alter Hansengeist ist ein ausgezeichnetes Schlagwort, das aber in der Jugend nicht so von Mystik umwittert war wie etwa Indianer- und Seeräuber- oder auch nur märkische Raubrittergeschichten.

Das neue Lübeck, das außer der wundervollen Rotspohnfirma Tesdorf noch Thomas Mann und den Marzipan sein eigen nennt, nahm seine 700jährige Reichsfreiheit zum Anlaß, um ein Weihefest zu feiern. Es war eine echte Hetz, Anlaß zu Hin und Her, es war kein Bekenntnis — mit so albernen, programmatischen Ideen gibt man sich dort nicht ab —, sondern ein mittelalterliches Volksfest, das mit aller Selbstverständlichkeit und Breite gefeiert wurde, wozu nur diese Rasse fähig ist. Wer dachte noch an Herrn Neumann oder an völkische Umtriebe und derartige Witze. Die Leute dort haben Gott sei Dank derartige Etiketten nicht nötig, sondern haben in einer

der schönsten Städte, im Ratskeller und seinen Weinen, in gotischen Kirchen, Stadttoren, in ihrem Humor, in der Reinheit und Unverbrauchtheit ihrer Rasse nichts weiter von außen, von der Zentrale nötig, um ein mehrtägiges Fest zu feiern, das an Kompaktheit und Ausgelassenheit an flämische und holländische Feste erinnerte.

Der geistige Mittelpunkt dieser Tage war der Vortrag von Thomas Mann, Lübecks bestem Sohn, einst wegen seiner Indiskretionen beschimpft von den Betroffenen, heute, wenn auch mit leiser Ironie, die das Durchschauen ergibt, mit Stolz als Landsmann empfunden. Der Vortrag, den der Fernstehende und zu unkritischer Begeisterung Neigende wohl feinsinnig nennt, war vor allem durch seine Pfiffigkeit bemerkenswert. Thomas Mann ging mit seinen Kritikern ins Zeug. Wenn sie ihm etwas am Zeuge flicken wollten, fiele ihnen immer nur Lübeck und sein Marzipan ein (uns konnte er nebenbei nicht gemeint haben, da wir ihn mit gefülltem Kranz verglichen haben und ihm überhaupt sehr anerkennend gegenüberstehen). Er wäre im übrigen, sagte er, darüber gar nicht ungehalten, denn Marzipan sei eine schöne Materie. Und außerdem bedeute Marzipan das „panis Marci", und der heilige Marcus sei der Schutzpatron von Venedig — und so kam er auf die natürlichste und glatteste Weise von der Welt auf seinen „Tod in Venedig" und beschrieb dies und andere Bücher von sich. Es ging alles natürlich und gemütlich zu.

Thomas Mann bezeichnete sich und den Lübecker Bürgergeist als Mitte zwischen Rechts und Links, er sei dem Neuen nicht abgeneigt, aber man müsse pietätvoll sein! So kam er auf den Weltanschauungsgegensatz im Zauberberg, der so denkbar unlübeckisch ist, so lübeckfremd, daß sowohl Hans Castorp als Thomas Mann von der ortsfremden, leicht orientalischen Diskussion im Grunde gänzlich unberührt bleiben. Lübeck als deutsches Lebensziel war etwa das Thema des Vortrags. Man denke sich lebhaft in diesen Gedanken und seine Konsequenzen hinein: in die Uebernahme all der schönen Dinge, echten Hansageist, echtes Ariertum, echten Marzipan, wahre Gemütlichkeit in dem Deutschland von heute. Wie gesagt, der Vortrag war sehr pfiffig.

Der materielle Hintergrund war der Festzug, in dem sich Lübecker Geschichte darstellte. Herr Reinhardt hätte hier lernen können, mit wie wenig Regiemitteln man denkbar größte Wirkungen erzielen kann. Die ganzen Handwerke und Berufe waren kurzerhand aus ihren Arbeitsstätten herausgeholt und in den Zug eingereiht: Schneider, Tischler, Fleischer, Schmiede, Hafenarbeiter, Travemünder Fischer usw., alles ließ sich (vom Parteistandpunkt aus) mißbrauchen, gab sich her, und der Effekt war ein vollkommener: so etwas von übertriebenen, phantastischen Gesichtern hat man lange nicht zusammen gesehen! Es war Theater und war Wirklichkeit zugleich, es war Mittelalter und Heute, eine leibhaftige Vereinigung von Gegensätzen, die durch keine diktatorische Dialektik wegzudisputieren war. Es war eine Selbstverständlichkeit der Tatsachen, durch keine Tendenz gefärbt oder verbogen, was nach dem Geschrei weniger nervenfester Zentralen mal erfrischender Gegensatz ist. Man muß es allerdings mitgemacht haben, sonst glaubt man es nicht.

H. v. Wedderkop.

Klaus Mann (Thomas Manns Sohn) gemalt von seiner Tante Olga Merson-Pringsheim

Klaus Sternheim, gen. Schmonzes (Karl Sternheims Sohn) 1912

Herbert Kampf (Artur Kampfs Sohn). Selbstbildnis (Radierung)

Zander & Labisch, Berlin

Paul Graetz als Rebhuhn im Kurfürstendammtheater

Bremen, Kunsthalle

Renée Sintenis, Paul Graetz. Terrakotta

Aufsteigende Nacht. Gips

Giovanetto. Bronze

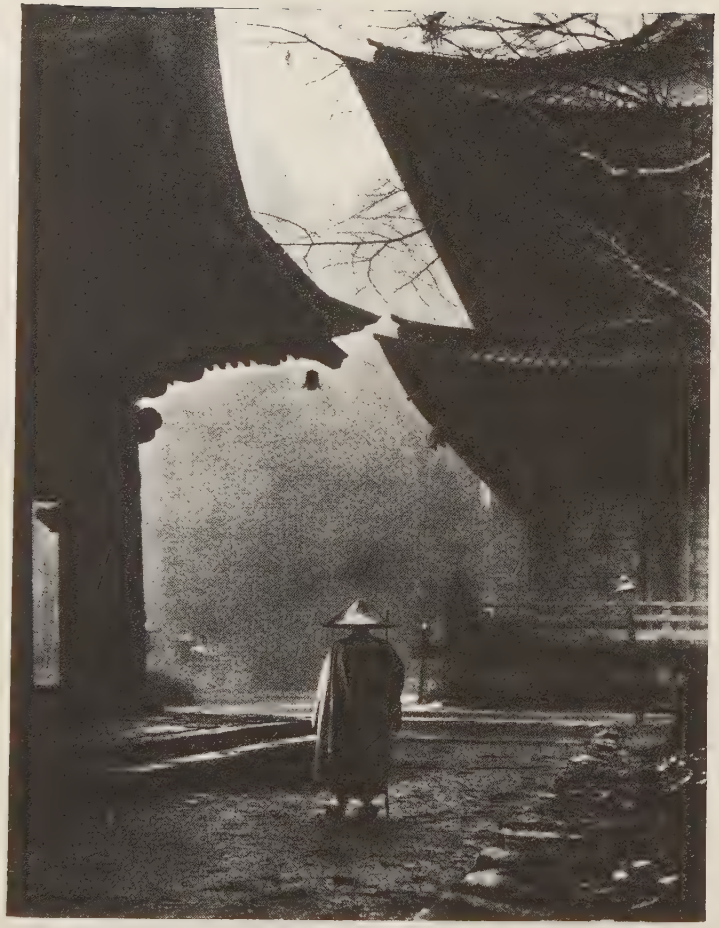


Photo Huelsenbeck

Tempel in Kobe (Japan)

Photo Huelsenbeck

Kachin-Mädchen aus Ober-Burma

Soeben ist erschienen:

ICH

Der Hochstapler Ignatz Strassnoff

von

IGNATZ STRASSNOFF

DIESER MANN ist der EULENSPIEGEL unserer Zeit

DIES BUCH, das seine abenteuerlichsten Streiche enthält, ist **DAS INTERESSANTESTE** und aufregendste **DER GEGENWART**

DIESER

HOCHSTAPLER

ist die lustigste Erscheinung des XX. Jahrhunderts

Das Buch ist auf federleichtem englischen Alpha-Dickdruckpapier gedruckt. Umfang 280 Seiten. Preis broschiert Mark 3,—, in Ganzleinen Mark 4,50. Wirkungsvoller Einband.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom

VERLAG DIE SCHMIEDE

BERLIN W 35, MAGDEBURGER STRASSE 7

Darum kaufen Sie sofort

ICH

Der Hochstapler Ignatz Strassnoff

Es gibt sogar noch etwas *vor* Rienzi:

Die Hochzeit — Erstgeburt des Neunzehnjährigen.

Das Liebesverbot — heroisch-komische Jugendsünde und als solche dem bayerischen Königsfreund drei Jahrzehnte nach ihrem Begehen im Manuskript demütig zugeeignet.

Rienzi. Trefflich die Chöre (offenbare Meistersingerskizzen), denen es wenigstens gelingt, die wogenden ff. Streicher und erbarmungslos donnernden Bläser zu durchdringen.

Gesamtresultat: Viertägige Immunität gegen Hupenskandal und Telephongegelle wegen akuter Ertaubung.

H. Bieling

Der fliegende Holländer mit Bühnenbildern und gruseligen Maschinerien von P. Aravantinos. Volkstümliche Ensemblesätze, frische Matrosenchöre (in denen bereits Lehrbuben und Gesellen spuken). Ueber Gewitterszenen weht Ringstimmung — — — Doch nirgends ein Hauch von Dämonie! Bürgerlichkeit oben und unten, wo mit traditioneller Virtuosität Blech seines Amtes waltet.

Auch kann Senta-Kemps Temperament weder Stimmfülle noch schlanke Taille ersetzen ...

Tannhäuser: Man erkennt den Hörselberg der achtziger Jahre, diese Vorstudie zu den Blumenmädchen, nicht wieder. Siegreich vertreibt Kleibers herb gestaltende Hand Makartsche Schwüle und Patschuli-Süßigkeit. Beseelt singt Frau Leider-Venus. Faustische Echtheit bewegt Tannhäuser-Soots Genußklage: „Aus Freuden sehn' ich mich nach Schmerzen."

Feierlich tönt Pilgersang aus karfreitagszauberischer Landschaft. Messinggelber Abendstern erflimmert schlicht. In fremdartiger Transparenz und wohlproportionierter Posaunität strahlt das Orchester. Wittenbergblitze erhellen Tannhäusers Rombericht, und glaubhaft steigert sich seine gnadenlose Vereinsamung zum Heimweh nach Trösterin Venus, dieser Umkehrung christlicher Madonna — bis die reine Komtesse ihr Leben ausatmet und den „Sündigen" entsühnt.

Lohengrin: Mit dem Tannhäuser beginnt die Serie nationaler Musikdramen, die den Ausbau des deutschen Imperiums so folgenschwer unterstützen sollten.

Recht betrachtet ist Lohengrin *die* Volksoper. Lilienweiße Unschuld, pechrabenschwarze Tücke, Neugier und Hoffart der Weiber, Hochzeitsgeläute, Brautnachtmysterien — Herz, was begehrst du noch mehr?

Tristan und Isolde: Behördlich konzessionierte Aphrodisiaca verflossener Jahrzehnte, Paradis artificiel professoraler Bourgeoisie, Wollust der Anständigkeit im Parkett. Vielfältig löst Kleiber die Hartnäckigkeit des Klangrausches. Unsterbliche Jagdatmosphäre geistert aus germanischem Waldesdunkel des

attischen Bühnenmalers Aravantinos. Entschwellte Streicher, nikotinfreie Tuben, musikerfüllte Generalpausen, Tristan, Isolde. Vergeistigung symbolisierten Sexus-Aktes auf Marmorbänken, kluge Negierung jeglichen Höhepunktes bis — ach! König Marke-Stimmgewalt ertönt! Vor dieser Zeitlupen-Aufnahme klangillustrierter Langatmigkeit und Impotenz versagt auch Kleibers organisch wachsende Meisterschaft.

Meistersinger: Dieser Abgesang bürgerlich-nationaler Musikdramatik mit der Devise: „daß Volk und Kunst gleich blüh' und wachs'" ... prangt heutzutage auf allen Programmen deutscher Festvorstellungen. Wären nicht die

Georg Stein

ungöttlichen Längen, käme Stolzings Wonneweis' etwas weniger oft, blieben uns etliche „Hoch-Tannen" und „Schwarz-Tinten-Töne" erspart — diese Meisterpartitur ließe viel ungemischt Schönes bestehen, zumal wenn sie so kammerorchestral durchsichtig, so lebendig pulsierend erklingt wie bei Kleiber.

Seidiger Glanz in den Bläsern, elegante Biegsamkeit der Streicher, humorvoll phrasierte Harfen, virtuose Beckmesser-Serenade, imposant gesteigerte, straff zäsurierte Chöre, andächtige Choral- und Weihnachtsmelodien, lustig profilierte Marschtempi der Festwiese, äußerste Klarheit im dreifachen Kontrapunkt von Gevatter Schuster, Schneider & Co. (fast so schön wie auf der Voxplatte!)

Rheingold: Jetzt endlich (im Ring der Nibelungen) bei Dr. Karl Muck fühlen sich die Wagnerianer völlig heimisch. Er repräsentiert Bayreuther Tradition in Fin-de-Siècle-Spiritus luftdicht konserviert. Bewunderungswürdig, wie dieser Dirigent vier lange Stunden hindurch vor seinem Pult steht. In diesem Vorspiel feiert verstärkte Zeitlupenaufnahme wahre Orgien. Der Riesen-Horizont Wagnerscher Irdischkeit hebt unter täppischem Zugreifen der Barbaren Fafner und Fasolt, die gleich einem Schweizer Männergesangverein ihre Litanei abraspeln. Ziellos umherrollendes Gerät aus Orient-Ramsch-Basaren der nördlichen Friedrichstadt ist Rheingold-Ersatz. Langeweile gipfelt in ratloser Verzweiflung ...

Die Walküre: Breiter entfaltet sich klapperndes Pathos angepichter Bärte. Anna Csillags Riesenloreleihaar läßt Bubenköpfe vor Neid ergrauen. Hohl stampfen Speere. Lebende Bilder mit sinfonischer Illustrierung entfachter Brunst. Frickas banale Gardinenpredigt, protzige Großartigkeit, falsche Gotik der 60er Jahre! Da horch — ein Menschenton in Dolomitenlandschaft: Brünhilde bittet Vater Wotan, ihr zu vertrauen. Seine Beichte lullt ein. Endlich landen die schmetternden Posaunen auf dem Brünhildenfelsen, der alte Feuerzauber stimmt dankbar, obzwar er eigentlich bei Zenner in Treptow schöner klingt.

Siegfried: Inzwischen sind die Streicher massiv, die Bläser pompös geworden. Traditionelle Mastkur schlägt an. Exakter gerät dem Komponisten jede Illustrierung, immer routinierter wird die Uebereinstimmung von Klang, Bewegung und Wort. Siegfried in Stimmglanz und Ausdauer von Abend zu Abend crescendierend, erschrickt wirklich und mit ihm das Publikum, als er, die Brünne abhebend, Vorkriegswölbungen emporragen sieht; ihn kommt das Fürchten an, und wie die wonnige Maid bedachtsam sich aufrichtet, wie sie gar den ersten Schrei ausstößt — da springt der Held entsetzt zurück, so daß die Kulisse wackelt. Halt' dich senkrecht, wenn dies minnige Weib in deine Arme stürzt ...! Panoptikumsattitüden bekräftigen musikalische Sinnenglut der achtziger Jahre, Pseudoromantik flaschengrüner Butzenscheiben dokumentiert sich im Profil wogender Hinterfront, und das brünstige Gebrüll scheucht manchen vorzeitig hinaus.

Götterdämmerung: Die obstinate Wiederkehr von Situationen, Geschehnissen, Personen, Gefühlen, Worten „sehrt" auch die widerstandsfähigste Nervensubstanz. Dieser ganze leitmotivische Klüngel hypnotisierender Klangräusche, vorweggenommener Couéismus: „Es klingt und gefällt mir immer besser und besser" — lastet wie ein Alp auf dem Musiksinn preisgegebener Hörer. Siegfried wird wissender Mann und stirbt. Zu Boden stürzt die Götterpracht auf Stelzen, vergänglicher Staub senkt sich auf das Orchester. Muck, kühler Bezwinger suggestiver Weisen, läßt wiedergekäuten Flammenzauber noch einmal straff aufrauschen. Wehmütig-schal schmeckt der Nachklang und Sehnen nach den kosmischen Himmeln eines Mozart weitet das benommene Ohr.

Parsifal: Epilog, Bühnenweihfestspiel, dessen Neutestamentarismus Applaus verbietet und am 11. Abend den berühmten Spruch Ben Akibas in Ton, Wort und Idee bestätigt. Kleiber, gut katholischer Abkunft, versucht, die farbigen Banner der alleinseligmachenden Kirche machtvoll-innig zu entfalten: er zelebriert eine weiße Messe, und zuweilen gleitet wirklich so etwas wie das

K. Arnold

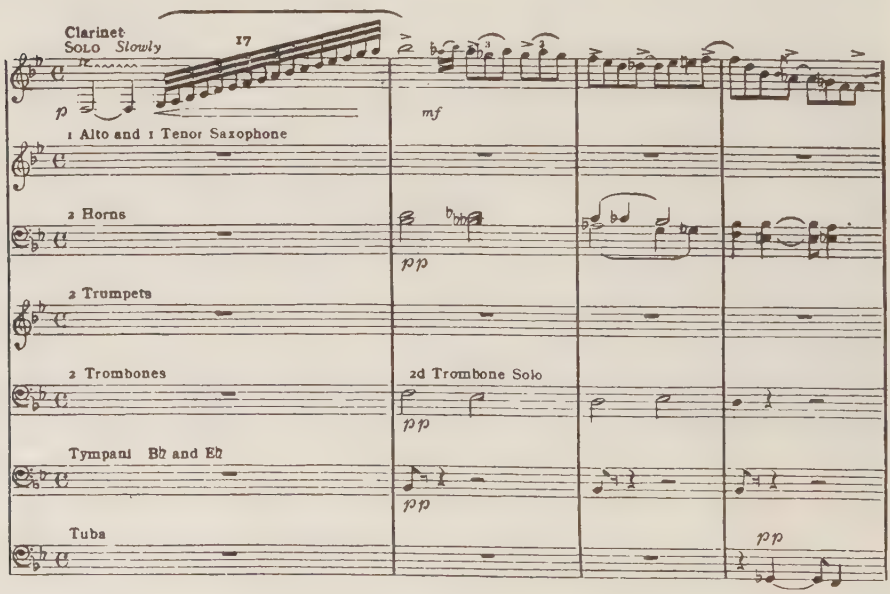
FEUER BREITET SICH NICHT AUS — HAST DU MINIMAX IM HAUS

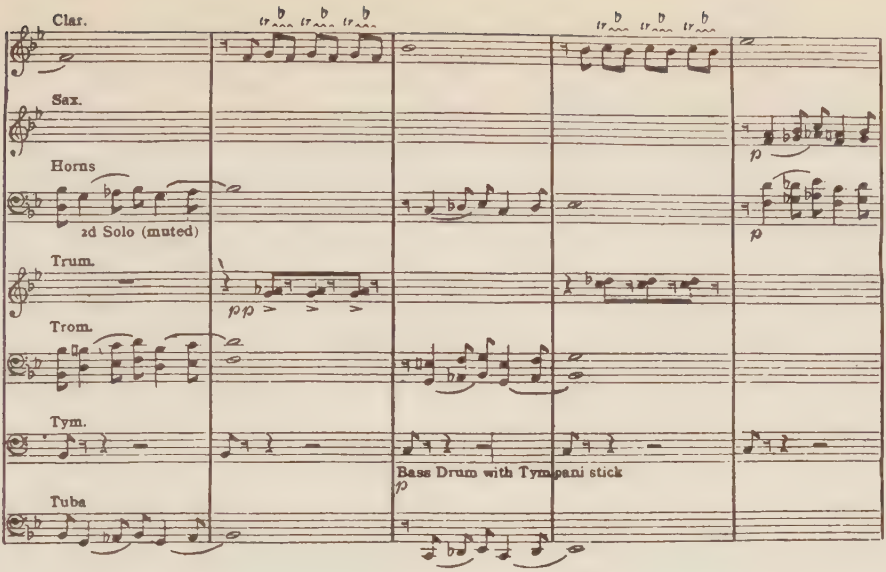
MINIMAX A.G., BERLIN NW 6

Lächeln der ewigen Mutter durchs Orchester. Armer Parsifal! Auf der letzten Station dieses zyklischen Stimmruins angelangt, mußt du den ganzen Abend herumstehen und den reinen Toren markieren. Frühlingshaft-jung, liebenswert, frei von aller Schwulität die streng gemeisterten Blumenmädchen. Umsonst Kundrys Mühen im Rosenhag, den Knaben zu deflorieren: keusch bleibt das Orchester, respektheischend die Chöre, blechern die Glocken hinter der Szene. O Zeitlupenmusik!!! Dem Fanatiker am Pult zuliebe harrt man aus bis zum Schluß.

Zeitgenössischer Irrtum: Es ginge nicht an, Wotan in Sportdreß und Eispickel, Siegfried im Smoking, Brünhilde mit Complet und Bubikopf, Klingsor im geblümten Pyjama „modern" agieren zu lassen. Dekorationen und Geste, Wämser und Schilde, Speere und Humpen, Helm und Harnisch, Sang und Klang: sie sind verschmolzene Einheit Wagners, retrospektive Macht, fossiles Echo jener Riesenwälder, in welche einst Varus den Abglanz südlicher Sonne trug.

Entwicklung des Jazz. 1914 vom rauhen Ted Lewis gezeugt, fünf Jahre ein schreiendes, quiekendes, brüllendes, heulendes Kind, wurde Jazz 1919 in eine Erziehungsanstalt gepackt. Sanft sprach ihm Art Hickman (der Vater des „Sweet-Jazz") zu, Ferdie Grofe, Klavierspieler im Whiteman-Orchester, entwöhnte ihn 1920 des Strampelns und lehrte ihn Gehen (er schrieb die erste reguläre Jazz-Partitur); Paul Whiteman schliff den Heranwachsenden in allen Turnsälen des Holzes, des Blechs und des Schlagzeugs. George Gershwin, erster Schöpfer zugleich des Themas wie der Orchestrierung, entzog ihm 1924 die Ammen in Gestalt fremder Melodien und machte ihn zum Jüngling, der auf eigenen Beinen steht und sich reckt, vom Tanzboden in die Konzertsäle einzudringen.





Was wiederum brachte das wilde Geschöpf seinen Erziehern und ihren Geräten bei? Das Sopran-Saxophon kann heute heraüf bis zum zweigestrichenen G über den Violinschlüssel; das Bariton-Saxophon herunter bis zum D unterhalb des Baßschlüssels. Passagen und Arpeggien über 18 bis 20 Töne werden mühelos bewerkstelligt. Die B-Trompete spottet der Lehrbücher und hüpft glockenrein eine ganze Oktave noch über das hohe C hinaus. Die Tenortrompeten klimmen bis zum zweigestrichenen F und blasen ein legato, als ob sie geölt wären. Blendende Zungentechnik gestattet den Klarinetten einen Lauf über siebzehn Noten, der den Atem stocken macht, ganz zu schweigen von den Kornetts, die wie die Hengste wiehern und vor Lachen bersten können. Die grantige, plärrende Tuba singt eine Melodie wie ein Cello.

So sieht z. B. der Jux aus, der, weiß Gott, gar keiner ist. (Man vergleiche die obigen Noten, den Anfang von Gershwins „Rhapsodie in Blue.") *W. B.*

GERHARD SCHÄKE:

Ich bin Gott!

Eine wichtige Neuerscheinung

In diesem Buche wird versucht, unter Zugrundelegung vielfältiger Meinungen, wissenschaftlicher Hypothesen und dichterischer Deutung ein klares Bild aller Anschauungen über die Frage: gibt es wirklich einen Gott? zu geben. Preis: gebunden Mark 1.50

Von Gerhard Schäke bereits erschienen:

So ist das Leben

(Kleine Prosastücke.) Elegische, tragische, heitere und melancholische Anmerkungen und Betrachtungen über unser Dasein. Preis: Mark 1.50

VERLAG DIE BLAUE DISTEL / SOLLN BEI MÜNCHEN

Postscheckkonto München 31387

Verstopfung kann nie durch Abführmittel geheilt werden, die für den erschlafften Darm dasselbe sind wie für das müde Pferd die Peitsche. Zum Unterschied von Abführmitteln ist Brotella nach Professor Dr. Gewecke eine naturgemäß wirkende Darmdiät, *die den Darm erzieht,* stärkt und verjüngt, trainiert, *glättet, reinigt, ernährt* und zu neuem Leben bringt. „Brotella" wirkt *allmählich,* bestimmt und ist als *Magendarm-Heilsuppe* das gesundeste, *wohlschmeckendste* und heilsamste *Frühstück und Abendessen.* — Was Aerzte sagen: „Brotella" hat bei meiner Frau Wunder gewirkt: sie litt derartig an chronischer Constipation, daß kein Abführmittel irgendwelchen Erfolg bei ihr hatte. Nach vierwöchentlichem Gebrauch von „Brotella"-mild und -stark im Wechsel *hat sie zu unserer größten Freude das erreicht, was sie nimmer zu erreichen befürchtete, nämlich einen zeitlich regelmäßigen Stuhl.* Sie fühlt sich wie neugeboren... Dr. Emil Scheible.

(Inserat aus Münchener Neueste Nachrichten.)

Bückeburg.

Bückeburg, du trautes Städtchen,
Mit den Straßen blank und rein,
Schmucken, lieben, trauten Mädchen,
Und den Burgen wunderfein!
Wie liegt doch das Schloß so minnig,
Tief versteckt in dichtem Grün,
Karpfen, Schwäne, weiß und sinnig,
Durch den Teich, den stillen, ziehn. —
In dem Schloß, dem Fürstensaale,
Strahlt die Herrlichkeit und Pracht,
Die einst einigte zum Mahle,
Könige und Kaisermacht! — —
Gleißnerisches Gold bedecket
Tür und Tore feenhaft;
Frauenhand Erinn'rung wecket,
In Gobelin, so meisterhaft!
Südliche Bepflanzung zeiget
Uns das Palmenhaus im Flor,
Wo die Orchidee neiget
Sanft das Köpfchen licht im Chor!
In der Mausoleumshalle,
Deren Blau ägypt'sche Form,
Schlafen nun die Fürsten alle,
Die gespendet so enorm.
Ihre Landeskinder trauern,
Daß sie jetzt so fürstenlos;
Ruhen nun in kalten Mauern,
Die gelebet einst so groß! — —
Wie zur Zeit der Biedermeier,
Stimm' ich heute an die Leier:
„Bückeburg, dich grüßt mit frohem
Eine dankbare Berlinerin!" [Sinn,

(Schaumburg-Lippische Landes-Zeitung.)

Offerte F. 328. Sehr geehrter Herr! Das von Ihnen gewünschte Zimmer kann ich Ihnen wohl bieten. Es ist wohl keine Telephonbenützung möglich, doch stelle ich Ihnen als Ersatz ein sehr schönes, wenn auch kleines Klosett mit Wasserspülung und Sonnenseite kostenlos zur Verfügung. Ein nicht angeschlossener Radioapparat ist auch vorhanden.

Da das Zimmer mit Balkon sehr schnell vergriffen sein wird, bitte ich Sie, zwischen 3 und ¼4 Uhr dasselbe ansehen zu wollen, da auch zu dieser Zeit Gelegenheit geboten ist, einen guten Bohnenkaffee bei mir zu trinken. Eine unverheiratete Tochter von 47 Jahren ist auch noch da, die Ihnen alles besorgen kann, sonst stelle ich mich gerne zur Benützung frei zu Verfügung.

Ich erwarte Sie bestimmt am Montag nachmittag zur angegebenen Zeit. Mit freundlichem Gruß, hochachtungsvoll *Schnackerl, Bergstraße 18.*

(Originalbrief lag der Redaktion vor.)

LANDHAUS
RICHARD STRAUSS

GARMISCH 11. 6. 28

Lieber Herr Ibach!

Während meiner letzten Anwesenheit in Berlin besuchte ich Ihr Haus und sah und spielte Ihre neueste Schöpfung, ein Patentkind, den Richard Strauss Flügel. Ich spreche Ihnen mein vollstes Anerkennung aus und freue mich aufrichtig, daß dieser Flügel, der meinen Namen trägt, ein so wunderbares Kunstwerk geworden ist und ganz der Tradition Ihres Hauses entspricht.

Mit freundschaftlichem Gruß

Ihr

Richard Strauss.

Mit ff Gruß

Reger

NB Ich spiele nur Ibach

Also, herzlichen Dank und die Versicherung meiner größten Befriedigung durch die Vortrefflichkeit Ihres ausgezeichneten Flügels!

Mit grösster Hochachtung

Ihr

ergebener

Richard Wagner

27 April 1880.
Villa d'Angri
Posilipo Neapel.

Sehr Geehrter Herr,

Einen der vortrefflichen Ibach Flügel in meiner Wohnung in Aachen vorzufinden, war mir eine sehr angenehme Überraschung. Besten Dank dafür, und auch für das Ibach Pianino, welches sich, in der Weimarer Hofgärtnerei, glänzend bewährt.

Freundlichst

F. Liszt

31ten Juni. 85.
Weimar.

AUS DEM ARCHIV
RUD. IBACH SOHN
BARMEN

HANDSCHRIFTEN BEDEUTENDER MUSIKER

Autosport

Von *Clairenore Stinnes*

Es ist schwer zu sagen, wo der Punkt liegt, der die Behauptung rechtfertigt, daß das Autofahren ein Sport sei, ja sogar die sportliche Leistung unter Umständen in die Kategorie der Leibesübungen fällt. Selbstverständlich spreche ich hier nicht von einer Fahrt, meinetwegen von Berlin nach Leipzig, sondern ich meine die Ausschreibungen der Länder im internationalen Maßstab. Ich mußte natürlich auch erst meine Erfahrungen sammeln. Eine große Unterstützung war mir meine frühzeitige Kenntnis des Autos. Schon als Kind verbrachte ich jeden freien Augenblick am und im Wagen. Das Studium des Innenlebens der Maschine fesselte mich, und in dem Maße, wie sich meine Hände unter der Einwirkung von Oel und Benzin verfärbten, klärte sich mein Verständnis für Zündung und Kompression, den Motor und seine Möglichkeiten. Beim Montieren und Durchprobieren kam ich mir vor wie ein Forscher, den die Wißbegier nach Erkenntnis treibt.

An dem Tage, an welchem ich das dazugehörige gesetzliche Alter erreichte, erwarb ich mir meinen Führerschein. Auf Grund meiner praktischen Erfahrungen, die ich dann in der Folge gesammelt habe, betone ich nochmals den großen Unterschied, der zwischen dem gewöhnlichen Herrenfahrer und dem berufsmäßigen oder passionierten Sportsfahrer liegt. Letzterer gewinnt die Einstellung, bei welcher das Auto nicht mehr nur Fortbewegungsmittel ist, sondern ein Faktor, der auf eine Distanz zwischen zwei Punkten berechnet wird. Am Steuer verschmelzen Fahrer und Gefährt. Die Beine des Läufers, die Arme des Boxers, das Pferd des Reiters, das sind dem Führer die Räder. Er ist in ständigem Kontakt mit der starken, pulsierenden Lebenskraft, die alles treibt, auf die er sich vollständig einstellen muß, um sie zu beherrschen. Die eigene Energie verschmilzt mit der des Wagens. Die Handlungen werden zum größten Teil instinktiv, getrieben vom Willen, das Ziel zu erreichen. Im Rennen die höchste Geschwindigkeit, bei der Zuverlässigkeitsfahrt das beste Gesamtresultat. Dazu die rein körperliche Leistung, die unabhängig von der Geschicklichkeit des Fahrens und des Verständnisses für die Maschinen verlangt wird. 500 Kilometer am Tage, gleichviel, ob die Sonne scheint oder es in Strömen regnet, ist eine Anforderung, die, wenn sie sich über längere Zeit erstreckt, überwunden sein will.

Treffen wir uns hier nicht mit unseren Sportkollegen der anderen Fakultäten: die Konzentration des Willens auf das Endziel hin, das Zwingen des Körpers und des Geistes alle Hindernisse zu überwinden? Ist es nicht das gleiche Gefühl bei jedem, der sich heute zum sportlichen Wettbewerb meldet? Und die volle Erfüllung dieser Forderung ist nur möglich, wenn der Organismus ein gewisses Training hat, das heißt, beherrscht wird und nicht beherrscht.

Berichtigung. Im Spanienheft (Aprilheft) sind die Aufsätze, bei denen kein Uebersetzer genannt ist, sämtlich von unserem spanischen Mitarbeiter, Herrn Maximo José Kahn, übersetzt.

Julie Elias und ihr neues Kochbuch. Die Frau, die uns die graziösesten Modenessays schenkt, hat auch den besten Geschmack. Nicht nur in modischen Dingen, sondern auch in der Wahl ihrer Speisekarte. Ja, vielleicht ist die Kunst, zu kochen, ihr produktivstes Talent, denn sie ist keine Theoretikerin der Küche, sondern eine erprobte Strategin, die oft im Feuer gestanden hat. Im Herdfeuer.

Viele werden ihr neues Kochbuch (Verlag Ullstein) lesen, sich über all die raffinierten Dinge freuen und erstaunt fragen: Ja, kann man denn „so etwas" allein ohne Hilfe eines bewährten Kochs bereiten? Das sind ja Koch*kunst*stücke. Nun ja, es ist ein Kochbuch für „Fortgeschrittene", für „Wissende um die Kunst des Essens", die immer mehr ausstirbt. Die Zeit Brillat-Savarins ist längst vorüber, denn bei all seinem Geschmack mutete er den Mägen seiner Zeit doch mehr zu, als sie zu leisten vermochten. Heute lebt man nach Kalorien, die Wage reguliert täglich den Bedarf an „Futter". Daß die vieledle Koch*kunst*, die niemand unterschätzen soll, dabei zu kurz kommt, ist begreiflich, aber betrüblich. Wir haben früher immer zu gut und zu reichlich gegessen. Erst der Krieg ließ uns erkennen, wie sehr wir geschwelgt hatten. Die Jahre haben uns allmählich die Herrlichkeiten der Natur wiedergeschenkt, die eine Tafel bereichern und den Lebens*genuß* steigern können. Aber man weiß nicht mehr viel mit diesen köstlichen Zeiten anzufangen. Die bürgerliche Küche geht an ihnen achtlos vorüber, und nur in ganz wenigen Häusern macht man noch eine Kunst aus der Befriedigung der vitalsten Triebe. Man überläßt diese komplizierten Dinge meist dem Küchenchef eines großen Restaurants, und wer gern gut essen will, pilgert in solch ein Schlemmerparadies. Die *häusliche* Kochkunst aber liegt brach, die Hausfrau selbst, namentlich die junge, moderne, kennt weder Liebe zur vieledlen Kochkunst, noch die Tradition, die Heiligkeit einer gepflegten Küche.

Darum ist Julie Elias' Buch in dieser Zeit besonders wertvoll. Eine Kulturtat. Es bringt den Aelteren alte und neue Freuden und der jungen, leichtlebigen Generation der Hausfrauen wird es zum Leitfaden. Vielleicht ein Wegweiser zum Herzen des Mannes. Denn auch hier gilt die Mahnung des Bibelwortes: „und hätte der Liebe nicht". Julie Elias weiß mit Liebe zu kochen.

Mit großzügiger Gastfreundschaft ist ihr schönes Heim am Matthäikirchplatz stets für alle Freunde geöffnet, und sie ist eine treue und dankbare

ORBIS TERRARUM / Die Länder der Erde im Bilde

Dies Werk, das im Verlag Ernst Wasmuth, Berlin, erscheint, sollten Sie abonnieren. Es birgt eine unschätzbare Fülle der Anregung und Belehrung. Jeder Band erschließt ein anderes Land der Erde, zeigt es in der ganzen Fülle seiner Schönheit und seines Reichtums: das Leben, die Landschaft und die Baukunst. Wollen Sie die Welt kennen, füllen Sie noch heute untenstehenden Bestellschein aus.

Vier Reisen im Jahr nur M 8.— monatlich für 4 Bände, die einzeln je M 26.— kosten

Dieses Jahr führt Sie der ORBIS TERRARUM nach *Canada*, einem Lande der Zukunft, *Jugoslawien* mit Mazedonien und der Dalmatinischen Küste, nach *England*, *Schottland*, *Irland* sowie nach *Frankreich*.

An die Buchhandlung von GEORG KOSSACK, BERLIN, MARKGRAFENSTRASSE 31
Ich abonniere den ORBIS TERRARUM für 1926 gegen monatliche Zahlung von Mark 8.—

Name: .....

Adresse: .....

Ausschneiden und unfrankiert als Drucksache senden

Freundin. Das liest der Kenner, der in diesem Kreise mitgenießen darf, vielleicht auch der Psychologe, aus diesem Kochbuch heraus. Sie setzt vielen ihrer Freunde und Freundinnen hier ein kleines Erinnerungsdenkmal nach dem Grundsatz, daß man sich nicht mit fremden Federn schmücken soll. So finden sich die Namen vieler ihrer Freunde in diesem Buche wieder, als Dank für Rezepte und lukullische Genüsse, die man der Kochkünstlerin gern zur Verfügung stellte und gelegentlich bereitete. Das Buch ist Max Liebermann, dem Gourmet, nicht dem Maler, gewidmet, dem ältesten und besten Freunde des Hauses. Es gibt Gänseleber und Karpfen nach Elsa Herzog, Gratin von Krebsschwänzen nach Paul Block (o wie gut!), amerikanische Salate, die Tilla Durieux von ihrer Amerikafahrt heimbrachte, oder Salat Porta rossa nach Johannes Guthmann, dem Hauptmannfreunde und Kunsthistoriker aus Schreiberhau. Die Süßigkeiten des Lebens und der Küche sind meist Sache der Frauen. Rosa Bertens brilliert hier mit einem Salat Schinken à la creme, der Max Reinhardts höchstes Entzücken in Paris hervorrief. Martha Liebermann mit einem Parfait von Kaffee, das wirklich parfait ist, und die Wiener Tascherln des feinfühligen Kunstsammlers Neiber aus Wien, unser aller liebwerter Freund, sind auch nicht zu verachten. Aber die meisten Rezepte entstammen doch der Erfindungsgabe der Verfasserin. Auch haben viele Reisen, besonders nach Paris, ihr Wissen und ihre Erfahrung wesentlich bereichert. Die Rezepte des Buches sind sämtlich von ihr ausprobiert, und niemand kann ihr vorwerfen, sie gebe nur theoretisches Wissen.

So regt Julie Elias hoffentlich mit ihrem neuen Kochbuch die Phantasie der jungen Generation zu neuen Taten an. Dann hat die Kochkünstlerin, wie der Freund der Madame Recamier, Brillat-Savari, der große Küchenphilosoph des 18. Jahrhunderts sagt: „Wichtigeres für das Glück der Menschheit getan, als der Astronom mit der Entdeckung eines neuen Gestirns.

Maria Theresia.

Erdbeersalat. In einer Glasschüssel werden auf halbierte Ananasscheiben Kirschwasser und Puderzucker getan, darüber kommen kleine und große Erdbeeren, Melone in Streifen geschnitten und kleine Ananasstücke. Das Ganze wird schichtweise mit Kirschwasser beträufelt und mit Puderzucker bestreut. Vor dem Servieren muß die Masse mindestens ein bis zwei Stunden ziehen. Man kann Schlagsahne oder Vanillecreme, auch Creme d'Isigny oder Custard dazu reichen. *Maria Theresia.*

Deutsches Tennis-Fiasko. Schönste gnädige Frau, Sie beneiden *mich* um die Sensationen der Pfingstturniere, den Anblick schweißtriefender, mißgelaunter Cracks, die Regen- und Kälteschauer inmitten süßester Maienluft und die kosenden Blicke liebreizender Edelnutten ....

Ich beneide Sie, verehrte Göttin, um Ihren fiebrigen Heuschnupfen, der Sie zu einer nonchalanten Ruhe in dem „centre court" Ihres sicher traumhaft schönen Louis-XVI.-Bettes zwingt — ein Meisterschaftsplatz — von dem Sie mit weit größerem Genuß die Tennisereignisse an Ihren Augen vorüberziehen lassen können — — —.

Wir armen Genußsüchtigen mußten es in persona Tag um Tag ... Das Wichtigste bei diesen Meisterschaftsangelegenheiten sind die Vorgerüchte! Wonnebebend haben wir überall lesen können: *„Es werden zu sehen sein* — der Negerkönig Mischka mit dem artistischen Back-hand, das Indianerdoppel der Brüder Koscher und Lu, die Meisterin der Insel Lesbos in ihrer unerhörten Spieltechnik und alle anderen europäischen Meister und Edelamateure in ihren Primadonnenlaunen etc. etc." Und wirklich — war der Meister von Klein-Pinne am ersten Tag die Attraktion! Dafür erhöhen sich automatisch die Eintrittspreise. Zu essen und zu trinken bekommt man nichts, die Büfette und Kuchenberge sind umlagert. Unausgesetzt tritt man einander auf die Füße.

Auch die Tribünen sind überfüllt — man legt sich die „B. Z." unter den verlängerten Rücken und klatscht wahnsinnig mit. Am meisten amüsieren sich die rot-weißen Ballbuben, die auf hohe Tafeln klettern und immer falsche Zahlen anstecken. Emphatisch gratuliert man nach dem Match (vertraulich tuend) den Siegern, wobei sich herausstellt, daß die anderen gewonnen haben. Was machts — favorisiert sind die Deutschen, siegen tun die Ausländer. Schuld sind immer die Bälle! *Froitzheim kontra Dunlop — ein Duell mit mehrmaligem Ballwechsel!!!!*

Am besten hat es Oscar Kreuzer. Als „ausübendes Organ" der Turnierleitung — streng, aber ungerecht — ist er frei von Schuld und Fehle und — Kampf. „Gut gestrichen ist halb gewonnen" — das Turnier dauert ohnedies erst 10 Tage . . .

GNÄDIGE FRAU!

Machen Sie einen Verſuch mit dem Aufſehen erregenden, in Paris preisgekrönten Schönheitsmittel

»NOVABELLA«

des Inſtituts de Beauté, Paris — New York

Es macht Sie jung und ſchön. Kein Cream, keine Schminke. Das aufgeſtrichene Präparat wird nach wenigen Minuten vollſtändig abgewaſchen und die Haut erſcheint wieder in jugendlicher Friſche. Die Wirkung iſt eine verblüffende, Falten und Fältchen ſind verſchwunden. Überzeugen Sie ſich ſelbſt. Beſtellen Sie eine Originaltube, reichend für ca. 12 Auflagen, zum Preiſe von 5.50 M gegen Voreinſendung oder Nachnahme. — Zu haben in allen einſchlägigen Geſchäften, wo nicht erhältlich, direkt durch

»NOVABELLA«

Vertrieb, Bln.-Friedenau, Südweſtkorſo 70. Rheingau 161

Fast noch besser haben es die Berichterstatter. Diese kommen bei ausgebrochener Dunkelheit, schreiben mangels Lichts unrichtige Resultate ab, lassen sich von Balljungen und Publikum den Verlauf — der ausführlich zu besprechenden Kämpfe — erzählen und stürmen eilig zu irgendwelchen Presseessen . . .

Am aufregendsten sind die Schlußrunden. Da sitzt man, lauschen Sie, verehrte Freundin, inmitten einer Ueberzahl entzückender, weithin leuchtender Frauenknie, die nervös hin und her wippen, und ärgert sich unentwegt, daß man nicht in aller Ruhe, ohne große Spesen solche *Aus*blicke genießen kann —

Sie wollen mich unterbrechen — ableiten. Ich verstehe. Ihre Frage gilt dem ach so befehdeten Grafen Salm. Ein amüsiertes Lächeln huscht um ihren immer so verlockenden Mund . . . Man wirft ihm Unerzogenheit vor und pfeift ihn — wie nachträglich festgestellt — grundlos aus. Man braucht ihn als Maître de plaisir — und mißversteht ihn dann absichtlich. Dabei war Ludi dieses Mal *so* deprimierend anständig!!!

Nur ein einziges Mal entfuhr ihm beim Ausgleiten das auf Tennisplätzen allerdings nicht übliche Wort, das mit Sch. beginnt, worauf eine junge, interessierte Amerikanerin gespannt fragte: „I like the funny count, but what's meaning the word — beginning with sch—?"

Ein würdiger Bankdirektor kam ihm im Eifer des Gefechtes zu nah auf den Platz, worauf Ludi laut und vernehmlich betonte, daß ihn eine „Neu erscheinung" störe, keine „gesellschaftliche, aber eine optische". Zur Preisverteilung erschien er verspätet, mit zwei hübschen jungen Damen am Arm und einem Feldblumenstrauß mit Garben in der Hand. Er entschuldigte sein Ausbleiben mit den Worten: „Schauts mich an, ich habe geerntet, ohne gesät zu haben" . . .

Gnädigste Frau — „rauh oder glatt" lautet die Frage um den Aufschlag — den Beginn des Spieles. Wenn „glatt", sage ich mich zum Lunch bei Ihnen an, um Ihre Kritik in Empfang zu nehmen — die befohlenen Cracks kann ich leider nicht mitbringen, da sie völlig vertrottelt sind und bereits das fünfte solche Turnier — immer wieder gegeneinander — austragen, fragt man „wieviel Uhr"?, ziehen sie eine Streichholzschachtel hervor und antworten, es wäre Mittwoch — begründend mit den Worten „es ist Zeit, daß wir aussteigen".

Goldrichtiger Ausspruch!

„— Es ist Zeit, daß wir aussteigen", um endlich wieder *wahre* Tennisturniere zu erleben —

Ich küsse Ihnen andachtsvoll die Hand.

Der Ihre

Paolo.

Berichtigung. Das im Juniheft reproduzierte Bildnis Thyssens ist eine Zeichnung von *Pankok,* das der Betty Delaune eine solche von Bettina *Hönig,* das Klischee der Zeichnung *Ernst Josephson* stellte Marcel Raval zur Verfügung, und die Kantorowicz-Zeichnung stammt von Max Pretzfelder, jetzt in Malaga.

Daß 100 Bilder französischer Meister, von Corot, Daumier und Delacroix an bis zu Gris und Masson, meist aus Privatbesitz stammend, mehr Kunstwert besitzen als 150 Hervorbringungen lebender Dresdner oder die Kollektion, die die Sowjetregierung sandte, ohne daß Dr. Posse den geringsten Einfluß auf sie hatte, ist klar.

Die Ausstellung ist trotzdem als Ganzes ein Meisterwerk. Sie ist die erste großzügige Internationale Ausstellung seit dem Kriege und die erste großzügige Internationale Ausstellung seit der Sonderbundausstellung in Köln im Jahre 1912.

Die Dresdener Ausstellung geht zurück auf die Impressionisten, die meist aus der wunderbaren Sammlung Schmitz stammen, auf Liebermann, Corinth Slevogt, während die Sonderbundausstellung mit van Gogh, Munch und Matisse begann.

Dieses ist der einzige Unterschied zwischen den beiden Ausstellungen, und vielleicht auch der, daß Dresden vollständiger ist; Dr. Posse hat selbst an längst vergessene Künstler gedacht, wie an den früh verstorbenen Wilhelm Morgner, der mit einem merkwürdigen Frauenbildnis aus der Sammlung Stein in Düsseldorf vertreten ist, und an — Stuck (Konzession an München).

Vorzüglich ist der Aufbau der Ausstellung. Sie ist selten schön gehängt. In den von Tessenow eingerichteten Räumen hängst selbst ein schlechtes Bild gut und gut belichtet; alles auf weiß, wie im seligen Sonderbund.

Die Plastiken hat Albiker aufgestellt, mit großem Verständnis, so daß endlich mal die Skulpturen nicht als Anhängsel der Bilder wirken. (Unter den Dresdenern die amüsanten Bildwerke von Hofmann und von Maskos!)

Die Bedeutung der Schau liegt aber darin, daß endlich mal in einer großzügigen offiziellen Ausstellung auf die Kunst der Lebenden hingewiesen wird. — Es ist zuviel getan worden für alte Kunst. Viele Sammler wissen gar nicht, daß unter den Vierzigjährigen Meister sind, und daß es auch chic ist, neue Kunst an seinen Wänden zu haben. Man kauft alte Holländer und ähnliches, Dinge, die, wären sie heuer entstanden, Max Liebermann niemals in die Akademie-Ausstellung des Kaiser-Friedrich-Museum-Vereins im letzten

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung
1925 = 16 000 Badegäste.

Jahre hätte einziehen lassen, alte Meister, deren Wert in den Attesten besteht, deren Wert Scheffler neulich festlegte, als er von dem Einbruch in eine Kunsthandlung erzählte, bei dem alle alten Meister gestohlen wurden, was aber nichts schadete, da die Atteste im Banksafe verwahrt wurden.

Die Früchte der Dresdener Ausstellung werden bald zu spüren sein.

Die Wirkung wird ähnlich wie die der Sonderbund-Ausstellung sein. Diese hat zu ihrer Zeit die Rheinlande und Westfalen revolutioniert, hat gezeigt, daß die Sammler Osthaus, Suermondt und Baron von der Heydt Recht hatten, und hat mich selbst veranlaßt, den ehrsamen Beruf eines Getreidehändlers mit dem des Kunsthändlers zu vertauschen. Dem Einfluß der Sonderbund-Ausstellung ist es ferner zu danken, daß die Museen von Köln, Düsseldorf usw. die Kunst der Lebenden erwarben und Sammler entstehen ließ, die vorher überhaupt nie sich für Kunst interessiert hatten und die sich jetzt ihre Wände, statt mit alten Holländern, mit Bildern lebender Kunst behingen.

Das wird die Frucht der außerordentlich großen Leistung Dr. Posses sein. Die Kunst der Lebenden, die heute schwer um ihre Existenz ringt, wird durch ihn und sein Werk zu neuen Existenzmöglichkeiten gebracht werden; und das scheint mir das wichtigste Ergebnis dieser selten schönen Schau zu sein. *A. F.*

Unsere Mitarbeiter *Gottfried Benn,* unser aller Doktor, der Maler *Ottomar Starke,* der Erfinder des Wortes „Querschnitt" und der schönen Floskel von „Jugend, Mannesalter, Grazie, Esprit, Arabeske und Vieillesse verte", feierten ihren 40. Geburtstag. *Dr. Otto Grautoff,* der Freund unseres Freundes Wilhelm Uhde, der Entdecker der französischen Malerei von heute, der Entdecker von von Rayski und von Wilhelm Wagner, Dozent an vielen Hochschulen, feierte seinen 50. Geburtstag. Alle drei haben ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen.

Reell, Sommeraufenthalt, und Ersparnisse, sucht Frau, volle Figur, wenn ganz arm, zwecks Heirat. „Sch. 34 562" a. d. Exp. *(Berl. Morgenp.)*

Neigungsheirat. Junggeselle, 36, gutherziger, solider, Landhausbesitzer, Vorort, sucht vermögende Dame, Körperfehler kein Hindernis, selbst Körperfehler. Off. unt. „T. R. 239" a. d. Exp.

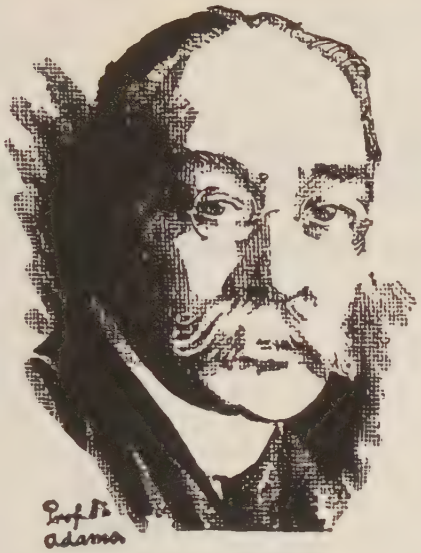
Plastisches Ballett von Claudia Issatschenko

Ausgestellt auf der Gesoler

Hermann Haller, Denkmal für Oskar Bider (den ersten Alpenüberflieger) in Bern

Th. Merrell-Köln, Haus Sch. in Düsseldorf

Fr. Wiepking, Garten in Düsseldorf



Stuhlverstopfung im Sommer

„Der Sommer ist die Jahreszeit der schweren hitzigen Darmkrankheiten als Folge der Ernährungssünden und des Genußlebens des langen Winters, die sich im Sommer naturgesetzlich auswirken. Deshalb muß im Sommer besonders für körperreinigende Darmfunktion gesorgt werden."

Prof. Dr. Adams.

Brotella

nach Professor Dr. Gewecke

verleiht dem Darm neue bewegende Kraft und Energie. Brotella reinigt, glättet, ernährt und kräftigt die Magen-Darm-Schleimhäute auf natürliche Art ohne Reizung und Gewöhnung und ist zugleich ein herrliches Frühstück oder Abendessen. Brotella-kalt im Sommer mit frischen Früchten, Fruchtsäften oder saurer Milch zubereitet ist eine Delikatesse!

Brotella-Darm-Diät statt Abführmittel!

Für den Allgemeingebrauch:

1. **Brotella-mild,** bei Magen-Darmleiden, leichter Verstopfung und für Kinder . . . . . Pfd. M. 1.40
2. **Brotella-stark** bei chronischer Stuhlverstopfung . . . . „ „ 2.—

Für den Spezialgebrauch:

3. **Brotella für Korpulente,** bei Stuhlverstopfung und Fettsucht. „ „ 3.—
4. **Brotella für Diabetiker,** bei Stuhlverstopfg. u. Zuckerkrankheit „ „ 3.—
5. **Brotella für Nervöse,** bei Stuhlverstopfung und Nervenleiden. „ „ 3.—

In Apotheken, Drogerien, Reformhäusern.

Wilhelm Hiller, Chem. u. Nahrungsmittel-Fabrik, Hannover

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI LEIPZIG

1600 ARBEITER UND ANGESTELLTE

FERNSPRECHER 64911
FÜR FERNGESPR. 63948
170 DRUCKMASCHINEN
106 SETZMASCHINEN

GROSSDRUCKHAUS FÜR INDUSTRIE, HANDEL UND GEBRAUCHSGRAPHIK

DRUCK WISSENSCHAFTLICHER UND BIBLIOPHILER LITERATUR • KATALOGE • UMSCHLÄGE • PROSPEKTE PLAKATE • ETIKETTEN • ZEITSCHRIFTEN • PACKUNGEN IN BUCHDRUCK UND OFFSETDRUCK • WINCORDRUCK ANASTATISCHER DRUCK • FILMDRUCK • ROTATIONS-, FARBEN- UND ILLUSTRATIONSDRUCK • KLISCHEES

MUSTER UND KOSTEN-VORANSCHLAG SOFORT

Birkenwerder bei Berlin **Sanatorium**
Physikalisch-diätetische Kuranstalt

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäd. des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

St. Blasien im südl.-bad. Schwarzwald Höhenluftkurort (800 m)
Prospekt durch städtische Kurverwaltung.

Kitzbühel Tirol, (800 m). Wärmstes Gebirgssee-Freibad. Alpine Sommerfrische I. Ranges. Mäßige Preise. Illustrierter Prospekt, Hotelverzeichnisse und Privatwohnungslisten durch den Verkehrsverein.

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

Was wird aus unsern Kindern?

Ratschläge für Berufswahl u. Umschulung, Nachweis von Tausenden bewährter Institute durch den

Führer durch das private Unterrichts- und Erziehungswesen Deutschlands

herausgegeben vom Reichsverband deutscher freier (privater) Unterrichts- und Erziehungsanstalten.
2. vermehrte u. verbesserte Auflage. Preis M 1.80

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag Ullstein / Berlin SW 68, Kochstr. 22/26.

Namhafte Künstlerin

wünscht vorübergehend Aufenthalt in kultivierter Familie. Gegenleistung: Porträt- oder andere Malerei, Kunstunterricht oder was sonst ein vielseitig interessierter Mensch bieten kann.

Offerten unter Qu. 40501 an das Ullsteinhaus, Kochstraße 22–26

Stilmöbel
Antiquitäten
Hugo Baruch & Cie.
Lindenstr. 18-19
Sehr preiswert
Bequeme Zahlungsbedingungen

Trinkt deutschen Wein!

OTTO
WEHLE
DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 68

BELEUCHTUNG
ELEKTR. APPARATE

DER ANSPRUCHSVOLLE
Buch-Verleger läßt binden bei

CARL EINBRODT
GROSSBUCHBINDEREI m.G.H.b. LEIPZIG

Ein neues Buch
vom Dichter des „Fröhlichen Weinbergs“

Der Baum

Gedichte von

Carl Zuckmayer

In diesen Gedichten ist der ganze Zuckmayer: ein trotz Spott und leiser Ironie der Heimat tief verbundener heimlicher Lyriker. Hier wächst seine beste Crescenz — 1925er Beerenauslese, die Ernte eines goldenen Dichtersommers.

Geheftet 1.50 M., in Halbleinen 2.50 M.

*

Der Propyläen-Verlag / Berlin

DÜSSELDORF

IM ZEICHEN DER GESOLEI

Wichtige Sportveranstaltungen im Rhein-Stadion:

7. bis 10. August . . . . . Internationale Motorboot-Regatta
14. und 15. August . . . . Deutsche Turn- und Schwimm-Meisterschaften
22. August . . . . . Fußball-Länderkampf Deutschland-Finnland
5. September . . . . . Fußball-Städtespiel Düsseldorf-Berlin

200 KONGRESSE WÄHREND DER DAUER DER AUSSTELLUNG

9.-25. SEPTEMBER TAGUNG DER GESELLSCHAFT DEUTSCHER NATURFORSCHER UND ÄRZTE

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI LEIPZIG

1600 ARBEITER UND ANGESTELLTE

FERNSPRECHER 64911
FÜR FERNGESPR. 63948
170 DRUCKMASCHINEN
106 SETZMASCHINEN

GROSSDRUCKHAUS FÜR INDUSTRIE, HANDEL UND GEBRAUCHSGRAPHIK

DRUCK WISSENSCHAFTLICHER UND BIBLIOPHILER LITERATUR • KATALOGE • UMSCHLÄGE • PROSPEKTE PLAKATE • ETIKETTEN • ZEITSCHRIFTEN • PACKUNGEN IN BUCHDRUCK UND OFFSETDRUCK • WINCORDRUCK ANASTATISCHER DRUCK • FILMDRUCK • ROTATIONS-, FARBEN- UND ILLUSTRATIONSDRUCK • KLISCHEES

MUSTER UND KOSTEN-VORANSCHLAG SOFORT

TIEFDRUCKE KUPFERDRUCKE

einfarbig u. mehrfarbig, fertigt in höchster Vollendung die Firma

CARL SABO · BERLIN SW. 48

Wilhelmstraße 133 / Fernsprecher: Lützow 2810 und 6387

KUNSTKUPFERDRUCKEREI · SCHNELLPRESSENTIEFDRUCK
Eigene Ateliers für Reproduktions-Photographien · Heliogravüre

Hermann Noack

Bildgießerei

gießt

Bln.-Friedenau, Fehlerstr. 8
Gegründet im Jahre 1897
Fernsprech-Anschluß:
Amt Rheingau
Nr. 133

für Ebbinghaus · de Fiori · Gaul · Kolbe
Klimsch · Lehmbruck · Scharff · Scheibe
Schott · Renée Sintenis · Tuaillon u. a.

Ausführung von Denkmälern jeder Größe
Sand- und Wachsguß · Vergrößerungen
und Verkleinerungen von Plastiken und
Plaketten · Ständiges Lager von Nach-
bildungen antiker und moderner Bronzen